

Positionalität zwischen Sein und Noch-nicht-Sein: Eine rekonstruktive Fotoanalyse von Spiegel- Selfies im Übergang von der Kindheit zur Jugend

Rademacher, Sandra; Tressat, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rademacher, S., & Tressat, M. (2019). Positionalität zwischen Sein und Noch-nicht-Sein: Eine rekonstruktive Fotoanalyse von Spiegel-Selfies im Übergang von der Kindheit zur Jugend. *Sozialer Sinn*, 20(2), 337-387. <https://doi.org/10.1515/sosi-2019-0013>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Methodenwerkstatt

Sandra Rademacher, Michael Tressat

Positionalität zwischen Sein und Noch-nicht-Sein

Eine rekonstruktive Fotoanalyse von Spiegel-Selfies im Übergang von der Kindheit zur Jugend

<https://doi.org/10.1515/sosi-2019-0013>

Zusammenfassung: Ausgehend von der Frage, was es bedeutet, als Kind und Jugendlicher in einem spezifischen Sozial- und Kulturraum positioniert zu sein und sich zugleich von eben dieser Positionalität ausgehend als (kindliches und jugendliches) Subjekt entwerfen und positionieren zu müssen, analysieren wir in diesem Beitrag aus entwicklungs- und sozialisationstheoretischer Perspektive fotografische Selbstporträts eines neunjährigen Mädchens aus Deutschland und eines dreizehnjährigen Jungen aus Ghana. Als heuristischen Rahmen für „Kindheit“ und „Jugend“ entwerfen wir das Konzept eines dialektischen Spannungsverhältnisses zwischen Sein und Noch-nicht-Sein, das wir als konstitutiv für die Positionalität von Kindern und Jugendlichen erachten. Bei der Analyse betrachten wir daher besonders die Art und Weise, wie sich Positionalität und Position des Fotografierenden in einem fotografischen Protokoll niederschlagen. Die beiden Fallanalysen zeigen, dass dieses Spannungsverhältnis insbesondere im Übergang von der Kindheit zur Jugend thematisch ist und dass Spiegel-Selfies dieses Spannungsverhältnis eines „Zwischenraumes“ geradezu idealtypisch zum Ausdruck bringen.

Schlüsselwörter: Sozialisation, Präadoleszenz, Kindheit, Jugend, Generationenverhältnis, Selfie-Fotografie, Positionalität

*Autoren: Prof. Dr. Sandra Rademacher, Europa-Universität Flensburg, Institut für Erziehungswissenschaften, Auf dem Campus 1A, 24943 Flensburg; E-Mail: sandra.rademacher@uni-flensburg.de

Dr. Michael Tressat, Europa-Universität Flensburg, Institut für Erziehungswissenschaften, Auf dem Campus 1A, 24943 Flensburg; E-Mail: michael.tressat@uni-flensburg.de

1 Problemaufriss und erste theoretische Annäherungen: Zur Positionalität von Kindern und Jugendlichen zwischen Sein und Nicht-Sein¹

Im Rahmen eines interdisziplinären und kulturvergleichenden Forschungsprojekts interessieren wir uns in entwicklungs- und sozialisationstheoretischer Perspektive für die Spezifik der Positionalität von Kindern und Jugendlichen als Kinder und Jugendliche im sie umgebenden Sozial- und Kulturraum. Um dieser Frage nachgehen zu können, haben wir Sechs- bis Achtzehnjährige in Deutschland und in Ghana gefragt: *Wie stellst du dir dein Leben als Erwachsene/r vor?* beziehungsweise *How do you picture² your life as an adult?* und sie gebeten, mit einer Einwegkamera Fotos anzufertigen, um auf diese Frage zu antworten. Aus sozialisationstheoretischer Perspektive interessiert uns, wie sich die kindlichen und jugendlichen Fotografen selbst und in sozialen Bezügen innerhalb des sie einbettenden Kulturraumes positionieren. Fotos stellen für dieses Erkenntnisinteresse insofern ein herausgehobenes Protokoll dar, als die protokollierende Praxis des Fotografierens als Ausdruck der (leiblichen) Positionalität des Fotografen verstanden werden kann. Die leibliche Positionalität als Ausgangspunkt einer jedweden Erfahrung bedingt die Zentriertheit der Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit der Umwelt³.

Bei unserem Forschungsdesign steht aber nicht nur durch das visuelle Datenmaterial, sondern auch durch den auf einen Zukunftsentwurf zielenden Stimulus das Hier und Jetzt der leiblichen Positionalität von Kindern und Jugendlichen im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Denn der gewählte Stimulus rekurriert auf ein Spannungsverhältnis, das für Kindheit und Jugend konstitutiv ist. Kinder und Jugendliche werden qua Alter als nicht erwachsen definiert. Die Unterscheidung von Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter und eine damit

1 Wir danken den Gutachter/innen des Manuskripts und Maja S. Maier für ihre wertvolle Kritik, ihre weiterführenden Hinweise und – in Anbetracht der Länge und Komplexität dieses Beitrages – für ihre Geduld.

2 Es ist interessant, dass der Begriff „picture“ im Englischen u.a. der Bedeutung des Begriffes „Vorstellungen“ im Deutschen entspricht, also eine angemessene Übersetzung darstellt. Denn dies impliziert eher eine bild-, denn eine textförmige Codierung von Vorstellungen.

3 Eine ausführliche Argumentation zum Protokollstatus von Fotografien im Zusammenhang mit der Frage nach der Positionalität der kindlichen und jugendlichen Fotografen findet sich im Abschnitt 2 dieses Aufsatzes.

einhergehende Zugehörigkeit von Gesellschaftsmitgliedern zu Altersgruppen führt zu einer gesellschaftlichen Differenzierung, die anders gelagert ist als andere gesellschaftliche Unterscheidungen. Die Zugehörigkeit zu Altersklassen basiert zwar ähnlich wie beispielsweise die Geschlechtszugehörigkeit auf der polaren Gegenüberstellung zweier Kategorien (erwachsen vs. nicht-erwachsen⁴), aber die Gesellschaftsmitglieder gehören nicht dauerhaft der einen oder der anderen Kategorie an. Vielmehr vollzieht sich in Abhängigkeit vom Alter ein Wechsel von der einen Kategorie in die andere. Kinder werden im Laufe ihres Aufwachsens nicht nur älter, sondern zu Erwachsenen und umgekehrt waren alle Erwachsenen einmal Kinder⁵. In Anlehnung an Bloch könnte man das Generationenverhältnis in diesem Sinne als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen begrifflich fassen oder den Freudschen Terminus der Zweizeitigkeit bemühen. Der gewählte Stimulus rekurriert jedenfalls (anders als andere denkbare Varianten: *Wie stellst du dir deine Zukunft vor? Wie wird dein Leben in 20 Jahren sein?* o.ä.) auf diese „Zweizeitigkeit“ der generationalen Ordnung beziehungsweise auf die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit im Generationenverhältnis. Er macht aber nicht nur die Differenz zwischen Kindern und Jugendlichen einerseits, Erwachsenen andererseits, explizit, sondern auch die Tatsache, dass die als Nicht-Erwachsene befragten Kinder und Jugendliche einmal Erwachsene sein werden. Im Alltag treffen wir als spezifischen Hinweis auf dieses konstitutive Spannungsmoment von Kindheit und Jugend in der Interaktion von Erwachsenen mit Kindern und Jugendlichen immer wieder die Frage an: *Was willst du später einmal*

4 Dass es sich um eine polare Gegenüberstellung zweier Kategorien handelt, zeigt sich sehr deutlich an der Frage nach dem Übergang von der einen in die andere Kategorie, die sich beispielhaft am Jugendstrafrecht veranschaulichen lässt. Das Jugendstrafrecht unterscheidet „strafunmündige“, im juristischen Sinne genauer gesagt, schuldunfähige Kinder (Personen unter 14 Jahren) von Jugendlichen (14 bis 18 Jahre) und diese wiederum von strafmündigen Heranwachsenden (18 bis 21 Jahre), auf die jedoch unter bestimmten Umständen das Jugendstrafrecht angewendet werden kann. Das heißt, es gibt eine klare Zäsur, mit der zwischen Kindern und Personen, die nicht mehr Kinder sind, unterschieden wird. Die vorgesehene Übergangsphase Jugend behandelt Jugendliche juristisch tendenziell eher wie schon Erwachsene, nicht wie noch Kinder. Ähnliches gilt für die Geschäftsfähigkeit. So sind im Bereich des Sozialrechtes Minderjährige ab dem vollendeten 15. Lebensjahr handlungsfähig (§36 SGB I).

5 Siegfried Bernfeld argumentiert mit Blick auf die Rolle des Pädagogen psychoanalytisch, wenn er schreibt, dass der Erzieher stets zwei Kindern gegenüberstehe, „dem zu erziehenden vor ihm und dem verdrängten in ihm“ (Bernfeld 1973: 141). Diese Verdrängung des kindlichen Selbst bietet vielleicht eine Erklärungsfigur für die systematisch anzutreffenden verniedlichenden, auf die Kleinheit von Kindern bezogenen, dabei aber in aller Regel pejorativen Bezeichnungen von Kindern durch Erwachsene als Wichte, Zwerge, Knirpse, Rotznasen, Rotzlöffel, Dreikäsehoch u.a.m.

werden? Diese Frage unterstellt ein Noch-nicht-Sein, wobei mit dieser Frage nicht nur die anthropologische Möglichkeit des Nachdenkens über und Entwerfens von Zukunft angesprochen ist, sondern sie ist immer schon ein Ausdruck dieses Spannungsverhältnisses von gegenwärtigem und zukünftigem Sein. Die Tatsache, dass diese Frage nur Kindern und Jugendlichen gestellt wird, verweist in aller Deutlichkeit darauf, dass die so Angesprochenen zwar Kinder und Jugendliche sind und mit dieser Frage auch entsprechend adressiert werden, dass sie aber nicht auf Dauer Kinder und Jugendliche bleiben (können und werden). Dass die so Befragten in aller Regel mit einem Berufswunsch und nicht mit einem anders gearteten Identitätsentwurf (*ein glücklicher Mensch; ein fürsorglicher Vater; ein Single*) antworten, verweist zudem auf eine spezifische Deutung der Differenz von Nicht-Erwachsenen und Erwachsenen. Diese Differenz besteht offenbar nicht nur darin, dass Erwachsene einer Erwerbsarbeit nachgehen und Kinder und Jugendliche nicht, sondern entscheidend an der Formulierung der Frage (Was willst du später einmal *werden?*; nicht *machen*, nicht *arbeiten*) ist, dass der Beruf im Sinne der Weberschen Idee eines Berufsmenschentums (Weber 1904/05) offenbar eine Identität stiftet. Eine solcherart verfasste Identität können Kinder und Jugendliche, weil sie von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen sind (vgl. Qvortrup 1985, 1991), für sich immer nur gedankenexperimentell als Zukunftsvorstellung entwerfen.⁶ Dementsprechend zielt der Stimulus auf eine Positionierung der befragten Kinder und Jugendlichen in einem Spannungsverhältnis zwischen Sein und Noch-nicht-Sein. Dieses Spannungsmoment ist, so unsere These⁷, für die Positionalität von Kindern und Jugendlichen konstitutiv. Sie dient als heuristischer Rahmen für die weiteren Fallanalysen und die Frage, wie sich Kinder und Jugendliche zu diesem (strukturellen) Spannungsmoment in ein Verhältnis setzen oder anders gesagt, wie sie sich hierzu positionieren.

Der Entscheidung für den gewählten Stimulus liegt darüber hinaus auch eine methodologische Überlegung zugrunde, die sich auf Annahmen der Biografieforschung stützt, diese aber auf die spezifischen Bedingungen der Kindheits- und Jugendforschung überträgt und entsprechend abwandelt. Im Rahmen der

⁶ Vgl. hierzu auch Oevermann (2014b: 61), der die Adoleszenzkrisebewältigung dann beendet sieht, wenn sich der oder die Jugendliche dem Bewährungsproblem vollumfänglich stellt, was im Normalfall bedeutet, dass mit einer beruflichen Ausbildung oder einem Studium der beruflichen Werdegang und die damit in Gang gesetzte Bewährungsdynamik beginnt.

⁷ Die für diesen Aufsatz für Kindheit und Jugend vorgenommene Konzeptualisierung eines Spannungsverhältnisses zwischen Sein und Noch-nicht-Sein beruht auf Ergebnissen vorausgehender Fallanalysen, die wir im Rahmen der explorativen Phase unseres Forschungsprojektes durchgeführt haben; auf sie können wir an dieser Stelle nur verweisen (Kleeberg-Niepage 2016, 2019; Kleeberg-Niepage et al. 2020; Maier & Rademacher 2016, 2019).

Biografieforschung werden gemeinhin Erwachsene zu ihrer Lebensgeschichte, also ihrer Vergangenheit befragt. Die biografischen Interviews dienen dabei dazu, die biografische Erzählung als ein Wechselverhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu rekonstruieren, wobei „sich sowohl das Vergangene aus der Gegenwart und der antizipierten Zukunft konstituiert als auch die Gegenwart aus dem Vergangenen und dem Zukünftigen“ (vgl. Rosenthal 1995: 17) Eine solcherart zusammenhängende Erzählung der eigenen Lebensgeschichte bereitet gerade Kindern, das illustriert Rosenthal anschaulich, große Schwierigkeiten (vgl. Rosenthal 1995: 104ff.). Stattdessen zeigt sich bei kindlichen Erzählungen die Dominanz der gegenwärtigen Ereignisse, die häufig nicht in einen Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft gebracht werden. Das trifft, vor allem bei jüngeren Kindern, nicht nur auf die biografische Erzählung der eigenen Lebensgeschichte zu, sondern auch auf die Zukunftsentwürfe. Anders als Rosenthal schließen wir daraus jedoch nicht, dass Kinder zu solchen Erzählungen oder Entwürfen noch nicht in der Lage sind, sondern versuchen vielmehr die Differenzen, die sich in der Perspektivierung von und Relationierung des Hier und Jetzt zu Vergangenheit und Zukunft im Entwicklungsverlauf und in Abhängigkeit von den verschiedenen Bedingungen des Aufwachsens beim Beantworten des Forschungsstimulus zeigen, entwicklungs- und sozialisationstheoretisch zu deuten. Dabei liegt es aufgrund des ausgeführten Spannungsverhältnisses zwischen Sein und Noch-nicht-Sein näher, Kinder und Jugendliche nicht zu ihrer Vergangenheit, sondern zu ihren zukünftigen Lebensentwürfen zu befragen. Die Analyse der Fotografien zielt dabei einerseits auf die Rekonstruktion der Positionierungen von Kindern und Jugendlichen in sie umgebenden Sozial- und Kulturraum, andererseits aber auch auf die Rekonstruktion der Positionierung in einem Generationengefüge. Positionalität verstehen wir dabei grundsätzlich als ein dialektisches Zusammenspiel von Selbstpositionierung und Positionszuweisung.

2 Fallbestimmung – Zur Positionalität von Kindern und Jugendlichen in Fotografien

Mit dem von uns gewählten Forschungsdesign steht sowohl durch das visuelle Datenmaterial als auch durch den auf einen Zukunftsentwurf zielenden Stimulus das Hier und Jetzt einer leiblichen Positionalität im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Während dabei der Stimulus „Wie stellst du dir dein Leben als Erwachsener vor?“ auf ein gegenwärtiges Sein in einer auf die Zukunft gerichteten Potentialität verweist, auf eine Spannung zwischen Hier und Jetzt und einem zu-

künftigen Dasein, lässt sich das visuelle Datenmaterial, also die Fotografie – ein Schnitt durch Raum und Zeit (vgl. Dubois 1998: 157; Pilarczyk / Mietzner 2005: 216) – als Protokoll einer Raum-Zeit-Stelle verstehen, das dadurch erzeugt wird, dass ein Fotograf auf den Auslöser einer Kamera drückt.

Die Fotografien, die uns als Datenmaterial vorliegen, haben Kinder und Jugendliche anlässlich unserer Forschung zum Stimulus „Wie stellst du dir dein Leben als Erwachsener vor?/How do you picture your life as an adult?“ angefertigt. Die erhobenen Fotografien sind folglich keine naturwüchsigen Protokolle. Sie sind forschungsinduziert erzeugt worden, unterscheiden sich jedoch zugleich von anderen in Forschungskontexten erzeugten Daten. Während beispielsweise bei Gruppendiskussionen, Interviews oder auch bei Fragebögen der Forschungsprozess als solcher immer unmittelbar mitprotokolliert wird, insofern, als nicht allein die sinnhaften Hervorbringungen der Probanden, sondern vielmehr die Interaktion von Forschern und Beforschten aufgezeichnet und transkribiert wird, protokollieren die Daten in unserem Forschungssetting vor allem die Auseinandersetzung der Probanden mit dem Stimulus, der in Abwesenheit des Forschers beantwortet wurde. Insofern lässt sich der Stimulus als ein Impuls, ein Ausgangspunkt verstehen, der am Anfang eines dann selbsttätigen und schöpferischen Prozesses der Befragten steht. Die Fotografien (aber auch die im Rahmen unseres Projekts erhobenen Zeichnungen und Essays), die in diesem Prozess der Auseinandersetzung mit dem Forschungsstimulus von den Kindern und Jugendlichen hervorgebracht werden, sind nicht nur Ausdrucksgestalten kindlicher und jugendlicher Deutungen von Welt, sondern zugleich Ausdruck ihrer Positionalität. Wenn wir die uns vorliegenden Fotografien als Ausdrucksgestalt der Positionalität der kindlichen und jugendlichen Bildproduzenten verstehen und versuchen, bei der Rekonstruktion deren sinnstrukturelle Verfasstheit zu entschlüsseln, gehen wir mit Garz/ Zizek/ Zizek (2014: 94ff.) insofern von einem erweiterten Plessner'schen Positionalitätsbegriff aus, als die exzentrische Positionalität des Menschen radikaler in ihrer leiblichen und sozial konstituierten Eingebettetheit zu würdigen ist.⁸

Im Sinne dieser Fallbestimmung geht es uns bei der Interpretation der Fotografien von Kindern und Jugendlichen nicht um eine motivische Analyse. Bei der Analyse der Fotografien geht es uns vielmehr um die Muster der Selbstpositionierung der kindlichen und jugendlichen Fotografen, die wir als grundlegende Modi der Selbstverortung von Kindern und Jugendlichen zu rekonstruieren versuchen.

⁸ Diese Erweiterung des Plessner'schen Positionalitätsbegriff rekurriert in einem nicht unerheblichen Maße auf Ausführungen zur leiblichen Positionalität, wie sie von Oevermann (2000; 2014) im Modell von Lebenspraxis konzeptualisiert worden sind.

Dabei betrachten wir die Protokollebenen und analytischen Ebenen vor einem inner-methodologischen Vergleichshorizont der Analyse von im engeren Sinne textförmigen Protokollen (wie z.B. den in einzelfallorientierten Forschungen häufig vorkommenden Interviewtranskripten). Bei beiden Protokollarten, den Interviews ebenso wie den Fotos, liegt auf der Ebene des Protokolls sowohl die protokollierende als auch die protokollierte Praxis vor. Das Forschungsinteresse gilt jedoch normalerweise nicht der mitprotokollierten Forschungsbeziehung des Interviews, sondern den Narrationen des Interviewees. Auch bei der Analyse von Bildern gilt das Interesse in der Regel der protokollierten, also abgebildeten Praxis und nicht der protokollierenden bzw. abbildenden Praxis. In unserem Forschungsprojekt hingegen interessieren wir uns vor allem für diese Ebene der protokollierenden Praxis, die in Relation zur protokollierten Praxis Aufschluss über die Selbstpositionierung der kindlichen und jugendlichen Fotografen gibt. Aus einer entwicklungs- und sozialisationstheoretischen Perspektive interessiert uns, wie sich Kinder und Jugendliche in sozialen Bezügen und innerhalb des sie einbettenden Kulturraumes positionieren. Die eine Positionalität konstituierenden Einbettungsverhältnisse sind dabei sowohl auf Ebene der protokollierenden als auch der protokollierten Praxis in den Fotos vorhanden.

Obgleich gerätevermittelt, ist die protokollierende Praxis letztlich eine spezifische Ausdrucksgestalt der Blickachse einer Lebenspraxis, mit der sie von einem leiblichen Inneren heraus die Welt, andere und sich selbst betrachten kann. Durch den aufrechten Gang und die Anordnung des Augenpaares ergibt sich ein natürlicher Blick, der beim Fotografieren durch den Sucher oder das Display gerahmt wird und somit in der Regel einen Ausschnitt von Welt aus Sicht des Fotografierenden repräsentiert. Die leibliche Positionalität als Konstitutivum des Blickes kann dabei nicht verlassen werden. Es sind Raum-Zeit-Stellen, die unhintergebar sind und sich in der protokollierenden Praxis unmittelbar niederschlagen, wenn die Perspektive gewählt und der Auslöser gedrückt wird. Wenn wir in unserem Forschungsprojekt Fotografien von Kindern und Jugendlichen analysieren, dann interessiert uns die in und mit den Fotografien protokollierte Positionalität im Hinblick darauf, ob sich eine Spezifik auffinden lässt, die in ihrer Typik als Positionalität von Kindern und Jugendlichen allgemein und unter spezifischen sozialisatorischen Bedingungen verstehbar wird. Entlang solcher Spezifika ließe sich rekonstruieren, was Kindheit und Jugend – sowohl als Generationenlage wie auch als Entwicklungsphase verstanden (vgl. hierzu Kleeborg-Niepage et al. 2020) – in einem spezifischen Sozial- und Kulturraum bedeutet.

Um die Positionalität von kindlichen und jugendlichen Fotografen als Relation von protokollierter und protokollierender Praxis rekonstruieren zu können,

bietet sich für die materiale Analyse ein bestimmter Typus von Fotografien deshalb besonders an, weil es sich um einen in methodologischer Hinsicht interessanten Grenzfall handelt: das fotografische Selbstporträt.⁹

3 Interaktionseinbettung – Zum Verhältnis von protokollierter und protokollierender Praxis in fotografischen Selbstporträts

In unserem Sample finden sich immer wieder Fotografien, die die befragten Kinder und Jugendlichen selbst zeigen. Um selbst abgelichtet werden zu können, haben die Probanden entweder die Möglichkeit, die Kamera aus der Hand zu geben und sich fotografieren zu lassen oder sich selbst zu fotografieren. Die Wahl der einen oder der anderen Möglichkeit stellt bereits eine fallspezifische und deshalb interpretationswürdige Entscheidung dar, vor allem insofern, als jede der beiden Möglichkeiten andere Modi der Selbstdarstellung nach sich zieht. Gibt man die Kamera aus der Hand und lässt sich fotografieren, verzichtet man darauf, die spezifischen Entscheidungen des Fotografen bei der Aufnahme des Bildes zu treffen. Man kann sich nur noch für das Foto, das ein anderer macht, inszenierend positionieren. Die Entscheidung über den Bildausschnitt, die Perspektive und den Moment des Auslösens trifft ein anderer. Diese Art des Porträts wählen in unserem Sample typischerweise die befragten Kinder, aber auch einige der jugendlichen Fotografen.

Es gibt aber auch Probanden, die die Kamera demgegenüber offenbar ungern aus der Hand geben, sondern eher die Möglichkeit wählen, sich selbst abzulichten. Das fotografische Selbstporträt, das Selfie, ist in den vergangenen Jahren zu einem geradezu typischen Modus jugendlicher Selbstdarstellung¹⁰ geworden.

⁹ Das fotografische Selbstporträt ist nicht nur aus methodologischen Erwägungen heraus ein interessantes Datenmaterial, sondern das Selfie ist allein aufgrund seiner Auftretenshäufigkeit in den sozialen Medien für die Kindheits- und Jugendforschung ein relevanter Forschungsgegenstand, dessen Spezifik es zu klären und zu verstehen gilt.

¹⁰ Gewiss findet sich in den sozialen Medien auch eine Vielzahl fotografischer Selbstporträts von Personen, die offenkundig keine Jugendlichen mehr sind. Wir verstehen dies jedoch nicht als einen Widerspruch zu unserer Hypothese, dass das Selbstbildnis' jugendtypisch sei, sondern vielmehr als einen Verweis darauf, dass jugendtypische Praxen eine Möglichkeit sind, um auf die Herausforderungen in beschleunigten Gesellschaften zu antworten, die auch im Erwachsenenalter zunehmend Positionalitäts- und Positionierungskrisen evozieren; sie bergen womöglich das Versprechen an die Kraft einer ewigen Jugend – so, als könne man den Anforderungen

Will man sich selbst fotografieren, hat das notwendig zur Folge, dass man sich nur ausschnitthaft ablichten kann. Da wir uns insbesondere aufgrund der kulturvergleichenden Projektanlage für den Einsatz von Einwegkameras und gegen die Nutzung von Smartphones entschieden haben¹¹, ergeben sich bezüglich der Möglichkeit der Anfertigung von Selbstporträts einige Besonderheiten gegenüber der üblicherweise von Jugendlichen genutzten Smartphone-Technik. Bei Einwegkameras lässt sich beispielsweise die Beschränkung der Distanz zur Kameralinse nicht durch einen, in den letzten Jahren bei Smartphones häufig zum Einsatz kommenden, Selfiestick verlängern. Als weitere Schwierigkeit kommt bei Einwegkameras hinzu, dass man den Bildausschnitt nicht so kontrollieren kann, wie es über das Display des Smartphones möglich ist. Man kann nur die Kameralinse auf sich selbst richten und den Auslöser betätigen, sobald man die eigene Inszenierung (Bildhintergrund, Mimik, eventuell Gestik) für angemessen hält. Denn es gibt keine Selfie-Kamera wie bei einem Smartphone, die es ermöglichen würde, das Abbild der gewählten Selbst-Positionierung unmittelbar kontrollieren und damit auch korrigieren zu können; dies ist ein kategorialer und folgenreicher Unterschied. Während das Selfie am Smartphone (mit der Selfie-Kamera) die fotografische Kompetenz erfordert, sich umgekehrt zur Abbildung im Spiegelbild zu positionieren, was nicht nur für Kinder, sondern auch Erwachsene mitunter schwierig ist, benötigt das Selfie mit der Einwegkamera weniger fototechnische Kompetenzen, als vielmehr Vorstellungskraft. Denn während man beim Fotografieren mit Einwegkameras durch den Sucher unmittelbar (es fehlt in der Regel sogar die durchsichtige, aber insofern auch „trennende“ Sucherscheibe) den Ausschnitt von Welt sieht, der fotografisch abgelichtet werden wird, kann man bei der Anfertigung eines Selfies, für das man die Kamera umdrehen und in die Linse schauen muss, nur einen unkontrollierten „Blindschuss“ vornehmen.

Bei einem Selfie mittels Spiegelung wird nun genau andersherum die Selbstdarstellung in einem gesteigerten Maße kontrolliert – auch im Vergleich zum Abbild eines Spiegel-Selfies auf dem Display eines Smartphones –, da durch den Sucher der Einwegkamera das abzubildende Spiegelbild unmittelbar sichtbar ist. Was es bedeutet, ein fotografisches Selbstporträt mittels Spiegelung anzufertigen, soll im Folgenden zunächst ganz grundsätzlich und damit zunächst fall-

im Duktus von höher, schneller und weiter durch eine (vermeintlich) jugendtypische Selbstpositionierung begegnen (vgl. hierzu Wajcman 2019).

11 Um insbesondere in Ghana nicht bereits mit der Wahl des Erhebungsinstruments Mobiltelefon eine milieuhängige Vorauswahl der Probanden zu treffen und um aufgrund der fehlenden Vertrautheit mit Einwegkameras in beiden Ländern vergleichbare Voraussetzungen zu schaffen, ist unsere Wahl in der Pilotphase dieses Projektes auf die Einwegkamera gefallen.

unspezifisch diskutiert werden; dieser Schritt wird bei objektiv-hermeneutischen Analysen vor der eigentlichen Interpretation des Falles durchgeführt und soll den Protokollstatus klären, sprich, die Frage, was das (fotografische) Protokoll protokolliert.

Ein Spiegel oder eine spiegelnde Oberfläche ermöglicht es einem Fotografen beziehungsweise einer Fotografin nicht nur einzelne Körperpartien abzulichten, sondern, sofern das gewollt ist, ein Ganzkörperporträt¹² von sich selbst anzufertigen und dabei zugleich alle fototechnischen Auswahlparameter kontrollieren zu können. Aber auch die Entscheidung für dieses Vorgehen geht mit spezifischen Darstellungsmodi einher: ein Selbstporträt ist immer nur aus einer bestimmten Perspektive möglich und letztlich lichtet der Fotograf nicht sich selbst ab, sondern nur dasjenige zweidimensionale Abbild, das ein Spiegel oder eine andere spiegelnde Fläche erzeugt. Das Bild im Spiegel bietet die Möglichkeit, sich selbst so zu sehen, wie es eigentlich nur ein anderer kann. Aber diese Distanzierung von sich selbst, die durch eine Spiegelung entsteht, ist notwendig eine Entfremdung (vgl. Lacan 1949). Beim Fotografieren mit einem Smartphone ist dieses entfremdende Moment, das dadurch entsteht, dass man (sich) ein Bild von einem Bild macht, insofern konstitutiv, als man anders als bei einer Kamera nicht einen durch den Sucher begrenzten Ausschnitt von Welt sieht und fotografiert, sondern beim Betätigen des Auslösers ohnehin nur dasjenige Bild fotografisch festhält, das auf dem Display des Smartphones erscheint. Beim Anfertigen eines Spiegel-Selfies mit einem Smartphone hält man insofern immer ein Bild von einem Bild fotografisch fest.

Charakteristisch für diese Art der Selbstporträtierung mittels Spiegelung ist zudem, dass man sich immer nur zusammen mit dem fotografierenden Gerät ablichten kann. Dabei lassen sich zwei typische Darstellungsweisen unterscheiden. Entweder betrachtet die Fotografin oder der Fotograf sich selbst im Spiegel, ohne dass er dann genau wissen kann, welches Bild sich beim Betätigen des Auslösers auf dem Display befindet; das zeigen folgende Bildzitate beispielhaft:

12 Zur Bedeutung des Körpers in der Adoleszenz siehe bspw. King 2011 m.w.N.



13



14

Oder die Fotografin bzw. der Fotograf schaut bei der Aufnahme auf das Display des Smartphones und lichtet dabei ihre/seine „Interaktion“ mit dem Gerät ab; dabei wird mitunter ein Teil des Gesichtes oder Körpers vom Smartphone verdeckt:



15



16



17

Beim Anfertigen eines Selbstporträts mit einer analogen Einwegkamera stellt das Fotografieren des eigenen Spiegelbildes sogar die einzige Möglichkeit dar, das fehlende Display des Smartphones und seine Funktionen mittels Spiegelfläche

13 Foto bereitgestellt von Vivian Acquaye, Winneba, Ghana

14 <https://www.deviantart.com/excadriller/art/Mirror-selfie-756379066>; CC BY 3.0

15 <https://www.flickr.com/photos/39908901@N06/27477726273>; CC BY-SA 2.0

16 Foto bereitgestellt von Vivian Acquaye, Winneba, Ghana

17 Foto bereitgestellt von Michael Tressat

zu substituieren. Durch die Spiegelung wird es möglich, sowohl die Inszenierung auf Ebene des Abbildes, als auch die fotografische Praxis selbst zu regulieren und zu protokollieren.

Fotografische Selbstporträts mittels Spiegelung sind für die Frage nach der Positionalität der Fotografierenden ein besonders interessantes Datum. Denn die protokollierende Praxis liegt nicht nur – wie bei jedem Foto – auf Ebene der in der fotografischen Gesamtgestalt protokollierten Aufnahmeparameter (Perspektive, Motiv und Moment der Aufnahme) vor, sondern die protokollierende Praxis ist zugleich Bestandteil der im Foto abgebildeten, also protokollierten Praxis. Diese gespiegelt abgebildete abbildende Praxis macht das fotografische Selbstbildnis mittels Spiegelung bzw. das Spiegel-Selfie zu einem Grenzfall. Ohne Spiegelung wäre die protokollierende Praxis nur als abbildende Praxis über die Auswahlparameter rekonstruierbar. Aufgrund der Spiegelung wird das Verhältnis von abgebildeter und abbildender Praxis bei dieser Kategorie von Fotografien nicht nur implizit, sondern explizit bestimmbar.

Wenn wir im Folgenden zwei Spiegelselbstporträts analysieren, dann liegen diesen Analysen die vorhergehenden theoretischen und methodologischen Ausführungen als heuristischer Rahmen zugrunde. Diese Annahmen sind keine rein theoretisch-methodologischen Vorannahmen, sondern sie sind in vorhergehenden Analysen im Projektkontext entwickelt worden und basieren ihrerseits auf rekonstruktiv gewonnenen Befunden (vgl. Kleeberg-Niepage 2016, 2019; Kleeberg-Niepage et al. 2020; Maier & Rademacher 2016, 2019). Als heuristische Rahmungen nehmen sie allerdings teilweise vorweg, was es im Folgenden eigentlich erst zu rekonstruieren gilt. Insofern zielen die Bildanalysen nicht oder zumindest nicht vorrangig darauf ab, die heuristischen Überlegungen und damit verbundenen Annahmen quasi subsumtionslogisch zu bestätigen. Die Frage, die wir an die beiden Spiegelselbstporträts herantragen, ist vielmehr die nach der Spezifik der Bearbeitung des heuristisch vorweggenommenen Positionierungsproblems. Sollten diese heuristischen (Vor-)Annahmen nicht triftig sein, müssten sie sich empirisch widerlegen lassen. Sind sie triftig und liegen mit den beiden für die Analyse ausgewählten Fotografien zwei spezifische Bearbeitungen eines Positionierungsproblems vor, dann wäre im Folgenden rekonstruktiv zu klären, worin diese Spezifik jeweils besteht.

4 Rekonstruktive Analysen fotografischer Selbstporträts mittels Spiegelungen

Der Frage nach der Spezifik der Positionalität von kindlichen und jugendlichen Fotografen wollen wir im Rahmen dieses Aufsatzes anhand von zwei fotografischen Selbstporträts mittels Spiegelung nachgehen¹⁸, die wir insbesondere mit Blick auf das Verhältnis von protokollierter und protokollierender Praxis analysieren. In beiden Fällen handelt es sich um Fotografien, die nicht vor einem Spiegel, sondern vor einer spiegelnden Fläche angefertigt wurden. Da es jedoch weniger auf die Beschaffenheit der spiegelnden Fläche, als vielmehr auf die (strukturelle) Bedeutung der Spiegelung an sich ankommt, werden im Folgenden die Begriffe „Spiegel-Selfie“ und „fotografisches Selbstporträt mittels Spiegelung“ synonym verwendet. Die Darstellung der beiden Fälle geschieht entlang der Altersdimension vom Älteren zum Jüngeren, weil, so unsere These, fotografische Selbstporträts mittels Spiegelungen insbesondere eine Ausdrucksgestalt adoleszenten Explorationshandelns sind und sich dementsprechend mit variierendem Alter der Fotografen nicht nur andere Modi der Selbstdarstellung, sondern auch der Positionierung gegenüber dem eigenen Selbst finden müssten.

Wir nehmen die Interpretation, also die Erschließung der Bildbedeutung im Geiste des rekonstruktionslogischen Paradigmas der objektiven Hermeneutik vor (vgl. Oevermann 2014a). Dabei gehen wir ausschließlich bildimmanent vor¹⁹. Im

18 Die Auswahl der beiden Fotografien erfolgte u.a. entlang des Kriteriums größtmöglicher Kontrastivität, im Hinblick auf die äußeren Parameter des Falles. Insofern haben wir uns die kulturvergleichende Projektanlage zunutze gemacht und eine Fotografie aus Deutschland und eine aus Ghana für die Analysen in diesem Aufsatz ausgewählt. (Zum Zusammenhang der Logiken von rekonstruktiver Forschung und Kulturvergleich siehe Hummrich & Rademacher 2012). Im Rahmen der Fallbestimmung haben wir uns jedoch auf entwicklungs- und sozialisationstheoretische Fragen beschränkt und kulturspezifische Fragen, die sich mit dem Material zweifelsfrei auch bearbeiten ließen, zurückgestellt. In weitergehenden Analysen ließen sich die in den beiden Analysen bereits anklingenden (womöglich) kulturspezifischen Muster weiter erforschen. Denn mit Pilarczyk (2006) gehen wir davon aus, dass es für kulturvergleichende Fotoanalysen günstig sei, sowohl einzelne Fotografien, als auch ganze Serien zu interpretieren.

19 Interessant ist, dass in der Regel Zeit und Ort einer Fotografie als minimale Kontextangaben erforderlich sind, um das Bild verorten zu können (vgl. Pilarczyk / Mietzner 2000 „Zeit und Ort sind die harten Daten der Klassifizierung, ohne diese Angaben läßt sich kaum ein Foto vernünftig auswerten.“). In unserem Forschungssetting ist allerdings das Alter des Fotografen viel entscheidender als das Jahr, in dem das Foto geschossen wurde. Das verweist darauf, dass wir uns den Sinnstrukturen des Fotos von Seiten der protokollierenden und nicht – wie üblich – von der

Hinblick auf die Fragestellung zur Positionalität²⁰ der Fotografen hat es sich als fruchtbar erwiesen, analytisch trennscharf zwischen protokollierender bzw. abbildender Praxis und protokollierter bzw. abgebildeter Praxis zu unterscheiden. Dort, wo die sequenzlogische Vorgehensweise aufgrund der Materialität des Protokolls als einem zweidimensionalen Träger, in dem die Prozessualität einer Praxis nicht in einer Sequenzfolge, sondern synchron vorliegt, an ihre Grenzen stößt und keinen Erkenntnisgewinn mehr hervorbringt, hat sich unserer Erfahrung nach die segmentanalytische Vorgehensweise als anschlussfähig an die sequenzlogische Methodologie erwiesen. Die latent im Bild vorhandenen Relationierungen lassen sich durch Segmentbildungen besser erkennen und entsprechend gesättigte(re) Strukturhypothesen formulieren. Diese Kombination von sequenz- und segmentanalytischem Vorgehen ist also von der Ausdrucksmaterialität des Fotos selbst motiviert; es stellt unseres Erachtens eine forschungslogisch und -praktisch an das Forschungsdatum, fotografisches Selbstporträt, angeschmiegte Anwendung der methodologischen Grundhaltung im Sinne der Objektiven Hermeneutik dar. Dabei adaptieren wir das methodische Vorgehen der Segmentanalyse, ohne dass wir zugleich den methodologischen Ausgangspunkt eines „sehenden Sehens“ teilen müssten (vgl. Breckner 2008; 2014). Auch visuelle Daten „gilt es zu rekonstruieren und zwar so, dass sowohl relevante Erzeugungs- als auch Auswahlparameter systematisch Berücksichtigung in der Dateninterpretation finden“ (Kraimer 2014: 27).

a. Fall „Autotür“ – Spiegel-Selfie eines dreizehnjährigen Jungen (Ghana)

Die zu analysierende Fotografie ist das einzige Selbstbildnis mittels Spiegelung in einer Reihe von insgesamt 25 Fotografien, die von einem (männlichen) Jugendlichen in Ghana²¹ zu der Frage *How do you picture your life as an adult?* mit einer analogen Einmalkamera erstellt wurde.

protokollierten Praxis aus nähern oder anders gesagt, von dort aus das Wechselspiel der beiden Ebenen in den Blick nehmen.

20 „Der Begriff der Positionalität hat sich uns im Rahmen unserer Fotoanalyse aufgedrängt, insofern auf Fotos, die wir oben als Protokolle objektiver Daten bestimmt haben, vor allem leibliche Positionierungen protokolliert sind, wodurch die Leiblichkeit der protokollierten Praxis in den Vordergrund rückt“ (Garz et al. 2014: 94).

21 Die Analyse verfährt rein bildimmanent ohne Kontextwissen wie das Alter und die Herkunft des Jugendlichen. Das heißt, diese Angaben dienen hier lediglich dazu, dass die Leserin/der Leser die Fälle besser verorten kann.



Abb. 1: Foto²² Fall „Autotür“

Zur protokollierenden Praxis²³

Für dieses Foto wurde ein Querformat gewählt. Da sich der Fotograf selbst fotografiert, bedeutet dies, dass die Auswahl des Querformates durch die protokollierende Praxis (den Fotografen) in Einklang mit der protokollierten Praxis gefallen sein muss. Denn es bedarf beim Selbstporträt nicht der ansonsten üblichen, expliziten oder impliziten Aushandlung zwischen protokollierender und protokollierter Praxis. Das heißt die fotografische Praxis als Interaktion eines Fotografen mit derjenigen Person, die fotografiert wird, fallen beim Selbstporträt als einer diesbezüglich selbstreferentiellen Praxis zusammen. Demnach findet auch beim Akt des Selbstporträtierens eine „Interaktion“ im weiteren Sinne statt, wenn man der Idee folgt, dass die über die Spiegelung vermittelte Wahrnehmung des Selbst im Grunde einen stillschweigenden innerlichen Aushandlungsprozess evoziert, eine Art Introspektion, die sich als materiale Füllung eines Reflexionsprozesses im Sinne von Plessners exzentrischer Positionalität fassen ließe.

²² Das analoge Foto wurde digitalisiert und proportionsgetreu skaliert.

²³ Man muss bei Protokollen immer die Ebenen von protokollierender und protokollierter Praxis analytisch unterscheiden, obwohl sie in der Ausdrucksmaterialität des Protokolls ungeschieden voneinander vorliegen. Insofern müssen sie auch in diesem sie bedingenden Wechselverhältnis verstanden werden. Im forschungspraktischen Vollzug kommt es daher zu einem Hin- und Herschwenken zwischen diesen beiden Ebenen mit je unterschiedlichen Schwerpunkten und aus je unterschiedlichen Perspektiven. Während sich dem Material üblicherweise unter der Perspektive der in ihm protokollierten Praxis genähert wird, beschreiten wir den umgekehrten Weg, um Fotos als Ausdrucksgestalt der Positionalität der protokollierenden Praxis in den Blick zu nehmen.

Das Querformat bietet sich insbesondere an, um Personengruppen oder Landschaften zu fotografieren. Spiegel-Selfies hingegen werden nahezu durchgängig im Hochformat aufgenommen. Das liegt nicht nur an der Gerätephysiologie des Smartphones, das sich bei der hochkantigen Nutzung besser in die Handfläche einfügt, sondern auch an dem Motiv des Fotos (Porträt des Fotografen) selbst. Der Leib eines aufrecht stehenden oder sitzenden Menschen lässt sich im Hochformat besser ablichten als im Querformat. Dass hier das Querformat genutzt wurde, verweist also von vornherein auf ein Spannungsverhältnis zwischen dem abgelichteten Motiv (dem aufrecht stehenden Fotografen) und dem für das Foto gewählten Format (Querformat). Bildimmanent passt das gewählte Format vielmehr zum ebenfalls abgelichteten schwarzen Automobil, dessen Beifahrertür die spiegelnde Fläche für das Selbstporträt des Fotografen bietet. Doch trotz des gewählten Querformats ist auch das Automobil nicht in Gänze, sondern nur ausschnittshaft auf der Fotografie festgehalten. Im Sinne einer ersten Hypothese lässt sich folglich sagen, dass in dem Foto eine Spannung zum Ausdruck kommt, die sich als Unentschiedenheit dahingehend beschreiben lässt, dass in dieser Fotografie nicht geklärt ist, ob sie den Fotografen selbst oder dasjenige Objekt, in dem der Fotograf sich spiegelt, also das Automobil, abbilden soll.

Durch die Wahl des Querformats ist in dieser Fotografie als festgehaltenes Motiv nicht nur der Fotograf (als Person) und seine fotografische Praxis thematisch, sondern auch diejenigen Blechflächen des Automobils, die eine Ablichtung des sich in ihnen spiegelnden Fotografen überhaupt erst ermöglichen. Vor und hinter dem Selbstbildner fungieren sie als Spiegelflächen, die die Bildhorizonte in zwei Richtungen füllen.

Durch die Wahl des Querformats wird in der Spiegelung zudem eine zweite Person sichtbar, die auf der rechten Seite in den Bildausschnitt hineinläuft und die, wäre das Foto im Hochformat geschossen worden, nicht abgebildet worden wäre. Durch diese mit abgelichtete Person enthält das Foto ein zweites, der intentionalen Absicht eines Selbstporträts widersprechendes, also zu ihr in einem strukturlogischen Spannungsverhältnis stehendes Bildelement, das konstitutiv für die Struktur des Falles zu sein scheint: eine Peer-Interaktion, die zugleich keine ist. Denn wie bei einem so genannten Photobombing-Effekt tritt der Peer in die Praxis des Selbstporträtierens hinein und scheint diese zu stören. Damit ist eine Spur von sozialer Wirklichkeit festgehalten, die die Logik der Inszenierung eines Spiegel-Selfies „stört“. Gerade wegen dieser Störung wird das hier vorliegende Spiegel-Selfie jedoch aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zu einem interessanten Fall. Indem das Foto reichhaltige Bedeutungen mitprotokolliert, die jenseits der intentionalen Absicht des Fotografen liegen, jedoch durch die Auswahlen, die zu der so und nicht anders vollzogenen protokollierenden Praxis

geführt haben und in dieser latent angelegt waren, lässt sich auch bei der Analyse dieser Fotografie die Fallstruktur als Differenz von manifester und latenter Sinnenebene rekonstruieren. So eröffnet bereits die Wahl eines (öffentlichen) Parkplatzes als Ort für ein Spiegel-Selfie potentiell mehr Störungen als ein privater Raum. Insofern kann man sagen, dass der Fotograf sich einerseits zwar selbst abbilden will, andererseits aber zugleich und vermutlich unintendiert dafür sorgt, dass er nicht einsam und alleine auf dem Bild erscheint, sondern eingebettet in eine Peer-Interaktion. Die in diesem Setting entstehende Fotografie kann ebenso wenig wie die in ihr festgehaltene Peer-Interaktion die Spannung zwischen der Inszenierung eines Spiegel-Selfies und derjenigen sozialen Wirklichkeit, in die diese Inszenierung eingebettet ist, überbrücken, sondern bringt sie pointiert zum Ausdruck. Um den Preis einer „blicklosen“ und insofern „toten“ Interaktion zwischen den Peers, hält der Selbstbildner daran fest, seinen Blick geradeaus in Richtung der spiegelnden Autotür zu richten, also gewissermaßen auch nicht über Bande (also im Spiegel) den Peer in den Blick zu nehmen. Vor dem Hintergrund dieser rekonstruierbaren Eigenlogik und ihres inneren Maßstabes stellt der hereinkommende Peer grundsätzlich eine „Störung des innerlichen Aushandlungsprozesses“ des Selbstbildners dar, die zwischen der leiblichen Positionalität des Ichs als fotografische Praxis und der im Spiegelbild *entworfenen* Positionalität des Ichs (aus der logischen Perspektive eines anderen) liegt. Das spezifische Einbettungsverhältnis sowohl zur eigenen leiblichen Positionalität als auch deren soziale Konstituiertheit wird bereits an dieser Stelle deutlich sichtbar.

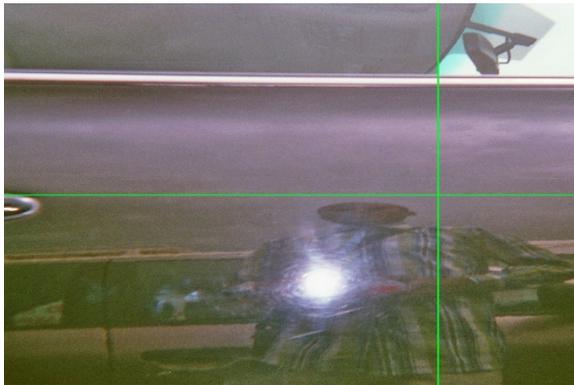


Abb. 2: Foto mit Mittellinien

Das für den Protokolltyp des Fotos als zweidimensionale Fläche konstitutive Element des Rahmens sorgt dafür, dass es ein Innen und ein Außen, einen Rand und einen Bildmittelpunkt gibt. Zieht man die horizontale und die vertikale Mittellinie ein, wird eine thematische Zweiteilung des Fotos deutlich. Auch wenn diese auf Ebene des Abbildes vorliegt, verweist sie auch auf diejenige abbildende Praxis zurück, die ein so und nicht anders gestaltetes Foto hervorgebracht hat. Die obere Bildhälfte wird gänzlich von dem Abbild der Seitenansicht eines schwarzen Autos gefüllt, was auf die bereits explizierte, „doppelte“ Absicht des Fotografen verweist, sowohl sich als auch das Auto abzubilden. Die untere Bildfläche wird hingegen durch das Selbstporträt in allen seinen Dimensionen gefüllt. Dabei fällt auf, dass die Themen der oberen und unteren Bildhälften unverbunden sind und – wäre da nicht die Kontinuität der Spiegelung – durch den (mittleren) Bildhorizont wie zwei getrennte Szenen erscheinen. Das durch die Tür als Träger zentral liegende und beide Bildhälften verbindende thematische Element ist die Spiegelung im Auto. Durch die Analyse dieses Gestaltelementes des Fotos reproduziert sich die bereits zuvor explizierte Hypothese, dass die spezifischen Relationen von Auto, Spiegelung und Selbst(-porträt) in ihren logischen Brüchen und Verstrickungen Ausdruck der fallspezifischen Strukturiertheit sind. Auch die anhand der abgelenkten Peer-Interaktion herausgearbeitete Hypothese einer Spannung von privater Inszenierung eines Selfies und ihrer Eingebettetheit in ein soziales Setting und einen öffentlichen Raum reproduziert sich hier, nimmt man den linken und rechten Quadranten der unteren Bildfläche in den Blick. Die Praxis des Selbstporträtierens mit dem Apparat und dem Gesicht bleibt sozusagen selbstreflexuell im unteren linken Quadranten durch die vertikale Mittellinie thematisch getrennt von der Interaktion mit dem Peer. Zugleich ragt ein Teil der leiblichen Positionalität, jenseits der intentionalen Absicht des Selbstbildners gewissermaßen unhintergebar in die außerhalb des Fotos gegebene Sozialität hinein und kann sich der Interaktionsanfrage des Peers nicht entziehen. Die Ordnung der Elemente auf Ebene der zweidimensionalen Gestalthaftigkeit des fotografischen Trägers verweist auf eine Positionalität des Fotografen, die weder geeignet scheint, ein wohlproportioniertes Selbstporträt, noch ein Foto vom offenbar ebenfalls relevanten Auto zu schießen. Es ist eine Position des Sowohl-als-auch, die, in dem Versuch, beides zugleich in den Fokus zu nehmen, ein Bild zwischen Selbstporträt und „Autoporträt“ produziert. Im übertragenen Sinne weist diese Positionierung zwischen Selbstporträt und Autoporträt zurück auf die Positioniertheit der Lebenspraxis in einem Dazwischen und stellt in dieser Spezifik eine Form der Auseinandersetzung mit der leiblichen Positionalität dar.

Während zuvor das Bild quasi vermessen und Positionierungen auf dem zweidimensionalen Fototräger in Hinblick auf ihre Bedeutung für die

protokollierende Praxis abgeleitet wurden, soll im Folgenden jenes besonders exponierte Gestaltelement in den Blick genommen werden, durch das die protokollierende Praxis als protokollierende Praxis in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt: die weiße, lichtartige Kreisfläche im unteren linken Quadranten. Sie kann an dieser Stelle abkürzend als Spiegelung des Blitzlichtes prädiert werden, die zur Überbelichtung auf dem Film führt, was wiederum das Ausreißen des dortigen Bildinhaltes nach sich zieht. Beim Fotografieren dient der Blitz eigentlich dazu, etwas zu erhellen, was ansonsten zu dunkel und auf dem Foto selbst entsprechend detaillos erscheinen würde. Im hier vorliegenden Fall ist es umgekehrt. Der Blitz erhellt etwas, was in sich hell genug war, und tilgt auf diese Weise den eigentlichen Bildinhalt an dieser Stelle – die Überbelichtung produziert ein „Loch“ im Bild, das wegen des maximalen Kontrastes die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich zieht. Das gespiegelte Abbild der protokollierenden Praxis legt indes nahe, dass diese motivische Aufmerksamkeit, die die Spiegelung des Blitzes auf sich zieht, nicht intendiert gewesen zu sein scheint – im Gegenteil. Das „Loch im Bild“ lenkt die Aufmerksamkeit des Bildbetrachters auf die Praxis des Fotografierens. Das aber wollte der Fotograf mit der ungewöhnlichen Haltung der Kamera auf Hüfthöhe vermutlich gerade vermeiden. Denn die Kamera wird nicht – wie beim Fotografieren üblich – vor das Gesicht gehalten, um durch den Sucher das Motiv fokussieren zu können, sondern auf Höhe des Bauchnabels. Der abgelichtete Blitz verdeckt also, was offenbar gerade nicht verdeckt sein sollte: die für die Porträtfotografie bedeutsame Büste des Körpers. Das Einschalten (oder Nicht-Ausschalten) des Blitzes stellt, so lässt sich bildimmanent schließen, eine selbstevozierte „Störung“ der Selbstinszenierung dar. Obgleich der Fotograf die Kamera und also die Kontrolle über den Apparat nicht aus der Hand gibt, um sich porträtieren zu lassen (der ins Bild laufende Peer hätte ohne Weiteres ein Porträt des Fotografen vor dem Auto anfertigen können), verliert er scheinbar die Kontrolle über die fototechnischen Parameter dieser Praxis. Seine intentionale Absicht wird letztlich von der „Störung“ durch den Blitz überlagert. Der Anspruch des Jugendlichen, die Krise der fotografischen Praxis autonom zu bewältigen, scheint – darauf verweisen die mitprotokollierten „Störungen“ – in einem Spannungsverhältnis zu den Autonomiepotenzialen dieser Praxis zu stehen. Insofern kann man sagen, dass die Aneignung der leiblichen Positionalität als Notwendigkeit, sich als ein Selbst zu entwerfen und sich zu ihr zu positionieren, einerseits mit diesem Selbstporträt in Angriff genommen wird, andererseits die Art und Weise der Bewältigung an der Kontingenz dieser Aufgabe zumindest teilweise ins Straucheln gerät. Das verweist darauf, wie schwierig es grundsätzlich zu sein scheint, eine individuierte Position in einer vorgestalteten Welt

einzunehmen, in die man qua Positionalität des Leibes geworfen oder vielmehr: gestellt ist.²⁴

Zur protokollierten Praxis

Es geht im Folgenden darum, die abgebildete Praxis, die in unserem Fall des fotografischen Selbstporträts auch die abbildende Praxis umfasst, in den Blick zu

24 An dieser Stelle liegt, da wir die Fotografie als eine Ausdrucksgestalt der Positioniertheit des Fotografen verstehen und die damit verbundenen Aussagen sehr weitreichend sind, ein Einwand nahe. Lassen sich nicht viele der hier so akribisch analysierten Details der Fotografie damit erklären, dass ein dreizehnjähriger ghanaischer Junge eine Einwegkamera möglicherweise nicht in dem Maße technisch beherrscht, wie wir es mit dieser Form der Analyse voraussetzen? Dieser Einwand ist sowohl im hier vorliegenden Fall als auch bei der Wahl von Fotografien als Datenmaterial im Allgemeinen berechtigt. Und insofern stellt er unser gesamtes Forschungsdesign in Frage. Können wir anhand von Fotografien wirklich Aussagen zur Positionierung und daraus generalisierend zur Positioniertheit von Fotografen treffen oder ist die Fotografie nicht vielmehr ein Ausdruck der fototechnischen Kompetenz und der Zufälligkeit der Ereignisketten im Moment des Auslösens der Kamera? Das ist in der Tat die Gretchenfrage. Eine Fotografie protokolliert sowohl die motivischen, die fototechnischen und die bildästhetischen Entscheidungen des Fotografen als auch die technischen Einstellungen der Kamera (ob sie nun vom Fotografen bewusst gewählt wurden oder nicht) und die vor dem Sucher der Kamera sich abspielenden Ereignisse im Moment des Auslösens. Die Fotografie als Datum protokolliert alle Parameter gleichzeitig und gleichermaßen, so dass zunächst einmal nicht entscheidbar ist, welche Bildelemente sinnhaft hervorgebracht sind und welche durch Einstellungen des technischen Geräts oder den Zufall. Wir können nur ausgehend von den grundlegenden Entscheidungen des Fotografen (im vorliegenden Fall der für das Foto gewählte, möglicherweise sogar aufgesuchte (halb-)öffentliche Raum, das Sujet des Fotos, das Querformat, das Anfertigen der Fotografie im Beisein mindestens eines anderen Menschen und das Halten der Kamera auf Hüfthöhe) eine Analyse der Sinnstrukturiertheit der Fotografie vornehmen und diese Analyse anhand weiterer Details verdichten. Für jene Details, die wir nicht zuverlässig dem Fotografen, der Technik oder dem Zufall zurechnen können, bleibt uns nur, auch diese Elemente so extensiv wie möglich auf ihre Sinnhaftigkeit auszudeuten und auf die vorgängigen Entscheidungen des Fotografen in ihrer Sinnstrukturiertheit zu beziehen. Inwiefern die auf diese Weise am Einzelbild rekonstruierten Sinnstrukturen tatsächlich trifftig und fallspezifisch sind, kann im Fortgang der Analysen durch die Hinzunahme weiterer Fotografien und vielleicht auch anderer Datenmaterialsorten geprüft werden. Der Einzelbildanalyse schließen sich forschungslogisch serielle Analysen an, die der Suche nach Wiederholungen und nach Kontrastfällen dienen. Die am Einzelbild gewonnenen Befunde und ihre theoretischen Deutungen und Generalisierungen werden im Laufe des Forschungsprozesses umso plausibler, je mehr sie eben nicht nur für das einzelne Bild gelten, sondern sich in weiteren Bildern finden lassen. Insofern sind der hier vorliegende Text und die hier anhand von zwei Fotografien gewonnenen Aussagen als riskante Fallstrukturhypothesen zu verstehen, die gerade in ihrer Riskanz durch weitere Analysen entweder bestätigt werden müssten oder auch widerlegt werden könnten.

nehmen. Während die abbildende Praxis zuvor schon als protokollierende Praxis Gegenstand der Argumentation war, wird sie nun aus einem anderen Blickwinkel heraus betrachtet. Insgesamt wird die dialektische Verwobenheit der beiden Ebenen von abbildender und abgebildeter Praxis nun aus der anderen analytischen Perspektive in den Blick genommen. Dass sich dabei Muster, die zuvor bereits beim Betrachten der protokollierenden Ebene expliziert wurden, wiederholen, stellt keinen Makel dar, sondern ist aufgrund der Fallspezifik von fotografischen Selbstporträts mittels Spiegelung zwingend.

Auf dem Foto sind verschiedenen Praxen abgebildet: (1) eine quasi soziale Praxis²⁵, die beim Akt des Selbstabbildens entsteht und sich im Mead'schen Sinne wie ein „I“ im Spiegel eines konkreten Anderen verhält, wobei jedoch der Andere eben kein anderer ist, sondern das „I“, das sich in der Spiegelung *wie* ein anderer gegenübertritt. (2) Eine soziale Praxis zwischen Peers, also zwischen zwei etwa gleichaltrigen männlichen Jugendlichen. Und (3) die Praxis der Abbildung von Welt(-bezügen) in dem Akt der Selbstpositionierung vor und zu einer unbelebten kulturellen Praxis, nämlich: Automobilen und Automobilität, sowie der durch die Autoscheibe vermittelten Abbildung von Natur in Form des Himmels.

Bevor die einzelnen Praxen und ihre Relationen zueinander mittels einer detaillierten Analyse der Bildebenen betrachtet werden, soll der Gesamteindruck des Bildes mit Fokus auf die protokollierte Praxis erschlossen werden. Dies geschieht, indem Narrationen zu den Szenen entworfen werden, die ähnlich der Analyse objektiver Daten dazu dienen, durch soziologische Konstruktionen Strukturen im Material aufzuspüren, die charakteristisch für den Fall sind.

Auf dem fotografischen Bild ist eine schwarze Autotür zu sehen, in der sich zwei Personen und weitere Autos spiegeln. Bei den abgebildeten Menschen handelt es sich vermutlich um männliche Jugendliche. Einer von ihnen trägt ein langärmliges, kariert gemustertes Hemd und weiße Hosen, der andere ein gestreiftes Polo-Shirt und dunkle Hosen. Die Kleidung wirkt recht ordentlich, insbesondere

²⁵ Es hat immer etwas narzisstisches, ein Selbstbildnis zu erstellen. In einem gewissen Maß gehört dies jedoch zu einer „gesunden“ Auseinandersetzung mit sich selbst und der Frage, wie wirke ich auf andere. In welche Richtung die Tendenz geht, entscheidet sich weniger beim Prozess des Selbstporträtiertens an sich, sondern an der Frage, was danach mit dem Selbstbild geschieht. Hänge ich es auf, poste ich es in sozialen Medien, lösche ich es wieder usw. In welchem Rahmen und auf welche Weise wird also die persönliche Auseinandersetzung mit sich selbst in einen sozialen Raum hineingetragen. Bei dem vorliegenden Selbstporträt kann man sagen, dass der Fotograf sein Selbstbildnis nicht für sich selbst geschossen hat. Er hat es für die Forschung angefertigt und in diesem Sinne also für eine (Fach-)Öffentlichkeit. Dies stellt tendenziell eine Öffnung dar, wie sie auch für Spiegel-Selfies in sozialen Medien gilt; jedoch mit der wichtigen Differenz, dass der Bildproduzent nicht darüber verfügt, was mit seinem Selbstbildnis geschieht.

dann, wenn man unterstellt, dass es sich um eine Szene aus der Freizeit der Jugendlichen handelt (nicht zuletzt auch, weil in Ghana in der Regel während der Schulzeit Schuluniformen getragen werden). Der linke Jugendliche guckt frontal in Richtung der spiegelnden Autotür. Mit seinen beiden Händen hält er etwa auf Höhe des Bauchnabels ein rechteckiges Objekt. Es könnte eine das gleißende Sonnenlicht spiegelnde Fläche sein, die den hell strahlenden Punkt auf der Autotür motiviert. Diese Lesart wirft allerdings die Folgefrage auf, wo der Fotoapparat platziert wäre. Insofern ist es plausibler, den rechteckigen Kasten als Fotoapparat und den Lichtpunkt als Blitzlicht zu deuten. Dann stellt sich aber die Frage, was es bedeutet, tagsüber draußen mit Blitzlicht zu fotografieren. Die Lichtverhältnisse machen einen Blitz nicht erforderlich. Er könnte als stilistisches Mittel bewusst eingesetzt worden sein oder der Blitz war von einer vorigen Aufnahme noch versehentlich eingeschaltet; für letzteres spräche, dass die Position der Kamera außerhalb des Blickfeldes des Fotografen diesem nicht erlaubt, die technischen Aufnahmeparameter im Moment der Aufnahme noch einmal vor Augen zu haben. Die Lesart, in der das Blitzlicht unabsichtlich platziert wurde, legt nun die Hypothese nahe, dass es sich nicht um einen versierten Fotografen handelt, sondern um jemanden, der diese Praxis nicht vollumfänglich zu kontrollieren imstande ist. Der Fotograf traut sich selbst gewissermaßen mehr zu, als er tatsächlich fototechnisch handhaben kann. Diese Ambivalenz bestünde auch, wenn man annimmt, dass ihn das Blitzlicht nicht weiter stört, obgleich es nicht intentional gesetzt ist. Denn hierzu müsste man unterstellen, dass er bildästhetisch recht anspruchlos ist, was in einer Spannung zur bildästhetisch anspruchsvollen Kamerahaltung steht, durch die die Porträtbüste an sich ungestört hätte abgeleuchtet werden können. Insofern bleibt eine Ambivalenz dahingehend bestehen, dass der Fotograf versucht, ein gelungenes Selbstporträt zu schießen und dabei mit dem nicht kontrollierten Blitzlicht den hellsten Punkt der Aufnahme produziert, die zunächst die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf sich zieht und auf diese Weise die kontrollierte, ästhetische Seite des Selbstbildnisses (in der Spiegelung) geradezu in den Hintergrund drängt. Insofern kann man davon ausgehen, dass der Fotograf mit dem Verwenden des Blitzlichtes bei diesem Selbstporträt eine Störung stiftet, von der man annehmen muss, dass er sie gerade vermeiden wollte.

Der im Bild rechts abgebildete Jugendliche guckt nicht direkt in die Spiegelfläche, sondern blickt in Richtung des sich selbst porträtierenden Fotografen. Er hält etwas in seiner rechten Hand, das sich nicht eindeutig identifizieren lässt. Es könnte in eine Papiertüte gewickeltes Essen sein. Sein Körper ist nicht vollständig abgebildet; Teile der linken Körperhälfte befinden sich außerhalb des Bildausschnitts. Da der Fotograf beim Betätigen des Auslösers nicht durch den

Sucher schaut und dementsprechend keine Kontrolle über den Bildausschnitt hat, kann hier abkürzend gesagt werden, dass der Anschnitt des Abbildes der eigenen Person vermutlich nicht intentional motiviert war. Dem Bild wird an dieser Stelle der Charakter eines „Ausschnitts von Welt“ verliehen. Insofern steht dieses Bildelement in einer Spannung zu dem inszenierten Selbstbildnis, das in einem hohen Maße intentional gestaltet ist und das Foto zu einem Bild macht.²⁶

Was könnte den Anschnitt der rechten Person motiviert haben? Es könnte die Momentaufnahme aus dem Prozess einer Bewegung heraus sein, eines Hineinplatzens des Peers in den Bildausschnitt, ähnlich wie bei einem Photobombing-Effekt. Dagegen spricht allerdings, dass weder eine Bewegungsunschärfe, noch Anzeichen für ein Stören-Wollen zu erkennen sind, weder in Richtung des Fotografen, also der protokollierenden Praxis noch in Richtung der Spiegelung als aufmerksamkeitserschöpfender Bestandteil des Abbildes. Es spricht daher einiges dafür, dass der Jugendliche bereits an diesem Ort stand, als der Bildproduzent mit seinem Selbstporträt beschäftigt war. Aufgrund der Körperhaltung in Richtung des Bildproduzenten könnte man annehmen, dass der mitabgelichtete Jugendliche zum Zeitpunkt des Auslösens der Kamera eine Interaktion mit dem Bildproduzenten beginnen wollte. Das widerspräche allerdings dem Akt des Selbstporträtierens, der eine diesem Interaktionsangebot vorgängige monadische Interaktion mit sich selbst darstellt. Vor diesem Hintergrund würde die Interaktionsanfrage des Jugendlichen immer eine Form der Störung darstellen. Aufgrund des Bildaufbaus kann man annehmen, dass der Jugendliche wie ein Zuschauer neben dem Bildproduzenten stand und ihn dabei beobachtete, wie er sich selbst porträtierte. Dabei ist, wie bereits ausgeführt, nicht anzunehmen, dass der Bildproduzent den Bildausschnitt soweit kontrolliert hat, dass der andere Jugendliche intentional mit-porträtiert wurde.

Doch auch wenn der zweite Jugendliche unabsichtlich in das Bild geraten ist, lässt sich dennoch fragen, was es bedeutet, ein Selbstbildnis in Anwesenheit eines Zuschauers zu schießen. Die Anwesenheit einer weiteren Person beim Anfertigen dieses fotografischen Selbstporträts verweist auf ein spezifisches Verständnis des für Spiegel-Selfies eigentlich konstitutiven Momentes der Privatheit. Einen solchen Moment von Privatheit gibt es auch im Fall des uns vorliegenden Fotos in der Interaktion mit sich selbst, aber diese private Interaktion ist sozial eingebettet: sowohl in eine Peer-Öffentlichkeit als auch in eine diffuse Öffentlichkeit des Ortes. Diese in eine Öffentlichkeit eingebettete Privatheit scheint insofern ein weiteres, charakteristisches Moment der Fallstruktur zu sein.

²⁶ Vgl. Pilarczyk & Mietzner (2000): „Fotografie bezieht aber ihren Reiz aus der Spannung zwischen Authentizität und Inszenierung“.

Der Ort, an dem sich die beiden Jugendlichen befinden, scheint ein nicht-privater Parkplatz unter freiem Himmel zu sein. Dafür spricht die Anzahl und Varianz der sichtbaren Kraftfahrzeuge. Er könnte öffentlich sein oder zu einer Institution oder einem Unternehmen gehören. In beiden Fällen handelt es sich um einen nicht-privaten Ort. Dass die Jugendlichen diesen Ort scheinbar autonom aufsuchen konnten, spricht dafür, dass der Parkplatz ohne Zugangskontrollen erreichbar, mithin in diesem Sinne öffentlich ist. Was bedeutet es, sich als Jugendlicher an diesen Ort zu begeben und was bedeutet es, dort ein Selbstporträt anzufertigen? Ein Parkplatz ist zwar ein alltäglicher Ort, allerdings einer, der keine Aufenthaltsqualität hat. Er dient einzig und allein dem Zweck, dort Autos abzustellen. Ein Parkplatz ist in diesem Sinne eine Warte- und Transitzone zugleich. Ein Parkplatz ist also in der Regel kein Ort sozialer Interaktionen, mit Ausnahme älterer Jugendlicher, die sich im Sinne jugendkultureller Selbstinszenierung dort treffen, um sich und ihr eigenes Auto zu präsentieren und mit Peers „abzuhängen“. Sowohl das Alter als auch die Kleidung der beiden abgebildeten Jugendlichen geben jedoch keinen Hinweis darauf, dass es sich in diesem Fall um ein jugendliches „Abhängen“ handelt. Insofern muss angenommen werden, dass sie den Parkplatz entweder zufällig passiert und diese Gelegenheit dann für das Selbstbildnis genutzt haben, oder sie haben diesen Ort absichtlich und für den Zweck dieses Fotos aufgesucht.²⁷ Dass der Bildproduzent die im Forschungskontext ausgegebene Einwegkamera dabei hatte, spricht für ein intentionales Aufsuchen des Parkplatzes als Fotokulisse. In jedem Falle nutzen die beiden Jugendlichen den Parkplatz nicht gemäß seiner eigentlichen Funktion, sondern für ihre eigenen Zwecke. Da sie zu jung sind, um dort ein Auto zu parken, verweist dies auf eine kreative Auseinandersetzung mit den diesen Ort determinierenden strukturellen Implikationen. Der Bildproduzent nutzt die Tristesse des Parkplatzes für ein Selbstporträt und schafft damit ein Foto, bei dem seine leibliche Positionalität unhintergebar in die Struktur dieser automobilen „Park- und Transitzone“ eingebettet wird. Die Positionalität des Jugendlichen wird also einerseits charakterisiert durch den Parkplatz als Ort des Selbstporträts, der sich als eine Zwischenzone, die jenseits der Anfahrts- und Abfahrtsbewegung durch im

²⁷ Um diese Frage zu beantworten oder anders gesagt, Leasarten zu plausibilisieren, könnte ein Blick in die Fotoreihe hilfreich sein, verbunden mit der Frage, was wurde auf den Fotos vor und nach diesem Foto mit der Einwegkamera abgelichtet; denn die Reihenfolge auf dem Negativstreifen ist unveränderlich. Dies würde die bildimmanente Interpretation jedoch verlassen, so dass wir uns an dieser Stelle damit begnügen, darauf hinzuweisen, dass dieses äußere Kontextwissen zum Fall gegeben ist. Es ließe sich u.E. in einer weitergehenden Analyse auch methodisch kontrolliert für eine Einzelbildanalyse fruchtbar machen, ohne dass die Grundfeste einer Fotointerpretation im Geiste der Objektiven Hermeneutik erschüttert würden.

Grunde prozessloses Parken beziehungsweise Warten gekennzeichnet ist, beschreiben lässt. Andererseits ist es eine kreative Auseinandersetzung mit den Einbettungsbedingungen, sich selbst in einem parkenden Automobil zu fotografieren. Charakteristisch für diese Art der Auseinandersetzung scheint, dass sie trotz des Weltbezuges auf sich selbst fokussiert bleibt²⁸. Das Selbst-Welt-Verhältnis im eigentlichen Sinne wird also noch gar nicht thematisch, sondern das Foto verweist eher auf eine innerpsychische Auseinandersetzung mit der Frage: wer bin ich und wer kann ich sein in dieser Welt, in die ich geworfen bin?

Zur Beantwortung dieser Frage²⁹ hat der Bildproduzent ein Auto ausgewählt, in dem er sich selbst spiegeln und porträtieren kann. Daran anschließend stellt sich die Frage, welches Auto für das Selbstbildnis ausgewählt wurde und welches nicht? Zu unterstellen ist, dass das Automobil für den Jugendlichen attraktiver als andere sein müsste (s.o. Format-Motiv-Relation, es geht um die Spiegelung des Selbst und um das Auto) und dass es geeigneter als andere für die Spiegelung sein müsste. Im Gegensatz zu dem im Hintergrund des Abbildes der Spiegelung sichtbaren silberfarbenen Kombi-Pkw und dem sich dahinter befindlichen weißen Minibus eignet sich die dunkle Farbe des ausgewählten Fahrzeuges besser für eine Spiegelung. Auch, dass es höher ist als der silberne Kombi stellt ein weiteres, pragmatisches Argument für den gewählten Wagen dar. Der Jugendliche könnte sich, anders als beim für das Selbstporträt gewählten schwarzen Pkw, im silbernen nicht stehend selbst porträtieren, da er die Kamera etwa auf Höhe des Bauchnabels hält, also nicht auf Höhe der spiegelnden Tür, sondern in einer Position, die beim silbernen Kombi auf der Höhe des Fensters läge. Für das gewählte Selbstporträtarrangement braucht es also ein Fahrzeug, das höher ist als die bei Pkws üblichen 1,40–1,50 Meter³⁰. Infrage kommt hierfür bspw. ein Geländewagen oder SUV. Wie der schwache Blick in den Innenraum verrät, besitzt das

28 Vielleicht ein Modus, den man als (kultur-)spezifisches Verständnis der Relation von Privatheit und öffentlichem Raum verstehen könnte. Und zwar in dem Sinne, dass es für die einbettende Sozialität eher eine konsistente Praxis darstellt, Spiegel-Selfies im öffentlichen Raum/in öffentlichen (Innen-)Räumen zu machen. Während in individualisierten Gesellschaften Spiegel-Selfies eher in privaten Innenräumen wie Bade- oder Schlafzimmern fotografiert werden (s.o.).

29 Hier fällt die zentrale Frage in der Adoleszenz nach dem eigenen Identitäts- und Lebensentwurf letztlich mit dem Forschungsstimulus zusammen und evoziert eine (Selbst-)Positionierung zu seinem (sozialen und leiblichen) Positioniert-Sein, also mithin eine reflexive Aneignung der eigenen Positionalität.

30 Hiermit kann man auch sicher sagen, dass der Jugendliche größer als 1,50m ist (ca. zwischen 1,60–1,70 m) und mit einem Blick in die Tabellen der Durchschnittskörpergrößen ein entsprechendes Alter von 13–14 Jahren unterstellen.

Fahrzeug ein Schiebedach. Zusammengenommen ist neben den pragmatischen Erwägungen, die dieses Fahrzeug gegenüber anderen für das Selbstbildnis privilegiert, zu vermuten, dass ein SUV bzw. Geländewagen für einen männlichen Jugendlichen in der Regel eine attraktivere Fahrzeugkategorie darstellt als ein Kombi-Pkw. Während letzterer eher mit Familie assoziiert wird, sind SUV bzw. Geländewagen mit Kraft und Abenteuer konnotiert. Als diese Strukturexplication einschließende Hypothese lässt sich in Bezug auf die Motivauswahl für dieses Auto schließen, dass es mit Blick auf die adoleszente Auseinandersetzung mit einer männlichen Identitätskonstruktion darauf verweist, sich an „typisch“ männlich konnotierten Symbolen zu orientieren bzw. sie als Spiegelfläche für das Selbstbildnis zu verwenden. Die gesellschaftlich etablierten und wartenden Rollenträger „Automobile“ dienen diesem Jugendlichen als Fläche zur Selbstpositionierung. Dabei posiert er jedoch weder in dem Duktus „Ich und ein attraktives Auto“ noch „ein attraktives Auto und Ich“; denn das Auto ist nur ausschnitthaft abgebildet. Auch in Bezug auf den Fahrzeugtyp und die damit verbundenen Implikationen kann man also sagen, dass für den Fall eine Zwischen-Position typisch ist, ein Weder-Noch. Sie verbleibt in einer Unentschiedenheit, die sich weder mit den im SUV symbolisierten gesellschaftlichen Insignien von Stärke und Macht identifizieren kann, noch ohne Auseinandersetzung mit diesen Insignien in (kindlicher) Selbstgenügsamkeit/ Selbstreferenzialität verbleiben kann.

Als weiteres Bildelement tritt sowohl in dem Abbild der Spiegelung, also von der Position des Bildproduzenten aus hinter ihm, als auch in dem Abbild des Autos, also von der Position des Bildproduzenten aus vor ihm gelegen, Natur in Form eines wolbig getrüben Himmels zu den abgelichteten belebten und unbelebten kulturellen Praxen hinzu. Dieser ist so unspezifisch, dass sich außer der Aussage, dass das Foto tagsüber geschossen wurde, wenig erkenntnisbringendes herausarbeiten lässt. Im Sinne der Extensivität von Lesartenbildungen kann damit gesagt werden, dass die Gesamtgestalt der Abbildung interpretatorisch hinlänglich erschlossen wurde, sofern man den dargelegten Fallstrukturhypothesen folgt. Die im Folgenden dargelegten weiteren Analyseschritte zielen daher weniger darauf ab, die Fallstrukturhypothese weiter zu erhellen (was sich in der Chronologie des Analyseprozesses erst im Nachgang feststellen ließ), sondern vielmehr darauf, eine aus der Sache heraus, also dem Protokollstatus fotografischer Daten abgeleitete methodologische Diskussion der Analyse anzustoßen.

Zur Analyse³¹ räumlicher³² Relationen auf Ebene der protokollierten Praxis

Obleich das Foto ein zweidimensionaler Träger ist, wird durch die quasi räumliche Gliederung des fotografischen Bildes in Vorder-, Mittel- und Hintergrund eine spezifische Komposition erzeugt, die auch auf Ebene des Abbildes den Eindruck räumlicher Tiefe entstehen lässt. Bezogen auf ein Selbstporträt in einer spiegelnden Fläche gibt es die Besonderheit, dass sich die bild-räumliche Gliederung sozusagen verdoppelt. Sie liegt im Abbild und im gespiegelten Abbild des Abbildes vor. Diese Verdoppelung kann man in Bezug setzen zu den analytischen Ebenen von protokollierender und protokollierter Praxis. Die räumliche Gliederung des Abbildes (als Ganzes) verstehen wir als Element der Ausdrucksgestalt, die in Richtung protokollierter Praxis weist; demgegenüber verweist die räumliche Gliederung im gespiegelten Abbild des Abbildes auf die protokollierende Praxis.

In Bezug auf die erkenntnisleitende Frage der Interpretation, inwiefern das Selbstporträt als Ausdrucksgestalt auf die Positionalität³³ eines Jugendlichen verweist, werden daher im Folgenden beide Ebenen sowohl analytisch getrennt als auch in ihrem spezifischen Spannungsverhältnis zueinander in den Blick genommen. Bevor dies geschieht, hat es sich als fruchtbar erwiesen, die bezüglich der Gesamtgestalt des Bildes nicht gewählten grundlegenden Raum-Positionie-

31 Dieser Analyseschritt fokussiert auf die Ausdrucksmaterialität von Fotos als zweidimensionalem Protokoll, in dem Verweise auf (tatsächlich) räumliche Relationen protokolliert sind, die wie in einer Meta-Gliederungs-ebene (soziale) Praxen raumbezogen zueinander ordnen. Um diese bildimmanenten Strukturen mit dem sequenzlogischen Repertoire in den Blick zu nehmen, scheint es erforderlich, das Vorgehen forschungspraktisch an die Ausdrucksmaterialität des fotografischen Protokolls anzuschmiegen, also die nicht-sequenzielle Eigenlogik der Fotos in Bezug auf diese Ebenen entsprechend aufzugreifen. Die hierzu vorgenommene Segmentierung und Analyse der Bilder stützt sich auf Überlegungen, die Breckner hierzu entwickelt. (vgl. Breckner 2014: 130ff.).

32 Die Zeitdimension, die untrennbar mit der Raum-Zeit-Stelle verbunden ist, also in der mehrschichtigen Synchronizität fotografischer Protokolle immer auch mit vorliegt, erfährt im Rahmen dieses Artikels eine (noch) nicht hinreichende Würdigung und sollte methodisch und methodologisch weiter ausdifferenziert werden. Denn obgleich die Zeitlichkeit in der Momentaufnahme quasi eingefroren ist, lassen sich die diesem Moment zwingend vorausgehenden Auswahlparameter und getroffenen Entscheidungsvollzüge gedankenexperimentell ebenso explizieren, wie die eröffneten (zukünftigen) Handlungsoptionen.

33 Immer verstanden als Aufeinanderbezogenheit von leiblicher Positionalität und psychosozialer Aneignung und Ausgestaltung eben dieser Positionalität seines Seins im Sinne eines sich positionierenden Bewusstseins.

rungen gedankenexperimentell zu explizieren, die in diesem Setting unter Normalitätserwartungen formulierbar sind.

Vorweggehende Explikation der bildräumlichen Auswahlparameter des Fotosettings

Die erste Option wäre, dass der rechte Jugendliche ein fotografisches Porträt von dem linken Jugendlichen, dem Selbstbildner, hätte schießen können. Dabei gäbe es zwei gegensätzliche Varianten, die beide in dem vorliegenden Selbstporträt als latente Möglichkeiten enthalten sind. Eine, die der Logik der Spiegelung folgt, und eine, die der Logik der (tatsächlichen) Blickrichtung des Selbstbildners folgt. Die erste Variante wäre so aufgebaut, dass der (linke) Jugendliche im Vordergrund stünde, die Autos (der silberne Kombi-Pkw und weiße Bus) im Mittelgrund und im Hintergrund der Horizont erschiene. Da man gewöhnlich nicht durch den schwarzen SUV hindurch fotografieren würde, wäre dieser nicht mehr Bestandteil des Porträts³⁴, obgleich er weiterhin im Blickfeld des abgebildeten Jugendlichen stünde. Bemerkenswert ist dabei der ableitbare Rückschluss auf das Auto-selfie in der Form, wie es vorliegt. Mit dem abgebildeten Ausschnitt von der Autokarosserie wird zwar die grundsätzliche *Blickrichtung* des Jugendlichen mitprotokolliert. Aufgrund der von den Augen differenten Position der Kamera bleibt die *eigentliche Blickrichtung* des Jugendlichen, die mehr oder minder durch die Glasscheibe des SUV verlaufen müsste, jedoch geheim. Das ist ein interessantes Spiel damit zu zeigen, dass man etwas sieht, es den Rezipienten des Bildes jedoch nicht zu offenbaren. Die zweite Variante wäre gewesen, dass sich der abzubildende (linke) Jugendliche an Ort und Stelle umgedreht hätte, sich also mit dem Rücken zum schwarzen SUV positioniert hätte, was eine Bildkomposition im Sinne von „Ich vor dem Auto“ ergeben hätte. Dies wäre eine Positionierung, die tendenziell eher auf ein abgegrenztes Subjekt verweisen würde, das sich diese exponierte Lage, mithin die Selbst-Welt-Relation relativ selbstbewusst angeeignet hätte.

Eine gänzlich andere Möglichkeit hätte darin bestanden, den Abstand zum SUV so weit zu erhöhen, dass es keine Spiegelung des Bildproduzenten mehr gäbe. Aber dann wäre es weder ein Selbstporträt noch ein Porträt, sondern ein Foto einer unbelebten kulturellen Praxis, was einem anderen Bildtyp entspräche. Das Ich wäre dabei so weit zurückgetreten, dass es sich mit der Protokollierung

³⁴ Es sei denn, in der Karosserie des silbernen Kombi würde sich der schwarze SUV und ggf. sogar der Fotograf spiegeln, dem der Fotoapparat für die Aufnahme ausgehändigt wurde.

seiner Positionalität auf Ebene der protokollierenden Praxis, also hinter der Kamera begnügen würde.

Aus der gedankenexperimentellen Explikation nicht gewählter Möglichkeiten lässt sich ex negativo schließen, dass es auf die fallspezifische Relation des SUV zum Subjekt bzw. des Subjektes zum SUV ankommt. Das Subjekt als gestaltendes (die Kamerakontrolle behaltendes) scheint dabei aus seiner Positionalität des Zwischen-den-Autos-eingeklemmt-Seins nicht herauszukommen. Insofern kann man sagen, dass der objektiv gegebene Gestaltungsspielraum sich zur leiblichen Positionalität mit einer fotografischen Praxis in ein Verhältnis zu setzen, sich also motivisch entwerfen zu können, eher gering erscheint bzw., anders gesagt, von der Zwischenlage entscheidend vor-strukturiert ist. Andererseits ist es eben jene Zwischenlage, aus deren Enge die Relationsmöglichkeiten des Subjektes zum SUV und damit zugleich jene kreative Auseinandersetzung hervorgegangen ist, die mit dem Selbstbildnis, also dem Ich im Spiegel des SUV vorliegt. Der SUV wird gewissermaßen durch die fotografische Praxis angeeignet, indem er über seine symbolische Bedeutung eines spezifischen Automobilypus hinaus, der auch gar nicht explizit thematisiert wird, vielmehr im Sinne einer Spiegelfläche des (öffentlichen) Alltages zu finden ist, in der das Subjekt auf eine vorgestaltete (unbelebte) kulturelle Praxis trifft und sich mit ihr so und nicht anders auseinandersetzt bzw. sich zu ihr (soziale Eingebettetheit) und zu dem eigenen Positioniert-Sein (Aneignung der leiblichen Positionalität) positioniert.

*Analyse der räumlichen Relationen im Abbild mittels Segmentierungen*³⁵

Gliedert man die Abbildung im Sinne der *Logik* der Blickrichtung des Fotografen (hier zunächst ungeachtet der wichtigen Differenz, dass die Kamera tiefer gehalten wird als die Augen blicken) ergibt sich auf dem zweidimensionalen Träger folgende räumliche Tiefe: im Vordergrund die Autotür, im Mittelgrund der Innenraum und im Hintergrund der Himmel (s.o. Abb. unbearbeitetes Foto). Bereits bei dieser groben Gliederung kommt man jedoch um die den Bildcharakter prägende Bedeutung des Vordergrundes „Autotür“ nicht herum: Sie ist einerseits das Abbild einer Autotür und als solches (indexikalisch) auf die Wirklichkeit einer schwarzen metallischen Fläche mit Wölbung verweisend, und andererseits ist diese Blechfläche der Abbildträger, das Medium einer Spiegelung. Und in diesem Spannungsverhältnis konstituiert sich die Bedeutung der Fläche: sie ist

³⁵ Ähnlich wie bei der Sequenziertheit eines Textes liegen die Segmente protokollimmanent vor und werden forschungspraktisch durch entsprechende sinnstrukturierte Segmentierungen in größere oder kleinere Einheiten gefasst.

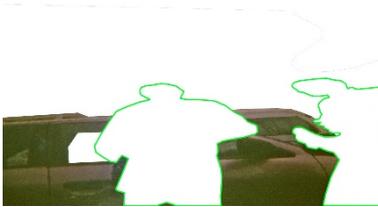
einerseits unbelebte kulturelle Praxis, zu der eine spezifische Positionalität des Jugendlichen gegeben ist; andererseits wird sie zugleich in und durch eine Praxis des Selbstporträtierens für eine Auseinandersetzung mit dieser Positionalität genutzt. Auf Ebene der Spiegelung findet sich auf der Autotür sozusagen eine räumliche Dimensionierung zweiten Grades, die wie in einer Kaskade durch die Autotür gerahmt, in der entgegengesetzten Logik der Blickrichtung des Bildproduzenten verläuft. Bei diesem Ensemble aus Vorder-, Hinter- und Mittelgrund steht der Bildproduzent (und der andere Jugendliche) vorne und hinter ihm befinden sich Autos und der Himmel. Im Vordergrund befindet sich also einerseits die Autotür, andererseits der Bildproduzent in seiner räumlichen Eingebettetheit.



Vordergrund 1. Grades
unbelebte kulturelle Praxis



Vordergrund 2. Grades
Soziale Praxis



Mittelgrund
unbelebte kulturelle Praxis



Hintergrund
Natur (& soziale Praxis)

In Bezug auf die räumliche Ordnung am Beispiel der Frage, was ist im Vordergrund, konstituiert sich aus diesem Spannungsverhältnis zwischen Abbild und Abbildung im Abbild eine fallspezifische Antwort: Es ist der Verweis auf eine Zwischenposition, die nicht als Zwischenposition protokolliert sein will. Denn wenn man die zwei Vordergründe in ein Verhältnis zueinander setzt, wird der Vordergrund auf der Ebene des zweiten Grades zu einem Mittelgrund; und in ihm ist die soziale Praxis protokolliert. Das heißt, hier liegt eine Positionalität des

Jugendlichen vor, die zwischen den Autos liegt, aber in dem Protokoll nur auf latenter Ebene protokolliert ist, sich aber sinnlogisch rekonstruieren lässt. Ein Foto aus der Seiten- oder Vogelperspektive, das die protokollierende Praxis protokolliert, würde dies sichtbar machen. Der Fall will also ein Selbstporträt sein, das einen Jugendlichen vor einem Hintergrund abbildet, aber es bildet (zugleich) zwei Jugendliche ab, die zwischen Autos stehen. Sowohl die (intentionale) Praxis des Selbstporträtierens als auch die (unintendierte) Peer-Interaktion sind im Zwischenraum positioniert, der nach vorne und hinten bzw. rechts und links³⁶ von dem jeweiligen Jugendlichen durch eine unbelebte kulturelle Praxis konstituiert wird, die sie rahmt und begrenzt.

Feldlinien (vom Auto und Subjekt ausgehend)

Forschungspraktisch ergab sich die Analyse der räumlichen Relationen einerseits mit Blick auf die Fallbestimmung, also der Frage nach der Positionalität eines Jugendlichen, andererseits drängte sie sich vom Material und der darin protokollierten Logik einer Spiegelung geradezu auf. Ähnlich verhält es sich mit den Feldlinien (Imdahl 1980). Methodologisch betrachtet können Feldlinien unseres Erachtens ein Hilfsmittel sein, um die strukturierenden Strukturen eines Bildes visuell sichtbar und damit besser verstehbar zu machen. Feldlinien fügen dem Bildsinn grundsätzlich nichts hinzu. Sie zeigen entweder nichts oder etwas, was man auch anders hätte sehen können, weil es im Bild enthalten ist. Aber ähnlich dem Schritt bei der Analyse von Sprechakten, wo man gedankenexperimentell Wörter ersetzt, um den Sinn des tatsächlich gewählten Wortes zu entschlüsseln, eignen sich Feldlinien dazu, die hinter den Bildelementen, die synchron und nicht sequenziell vorliegen, liegende, strukturierende Struktur sichtbar(er) zu machen.

36 Die seitliche ist eine andere als die frontale Bezugnahme. Man kann vielleicht sagen, dass die frontale konfrontativer ist, zugleich ist sie aber begrenzender, weil man gegen das Auto laufen würde. Die seitliche ist bezugloser und bietet weniger Auseinandersetzungspotenziale.



Feldlinien im Spannungsverhältnis von Abbild und Abbildung des Abbildes (Spiegelung)

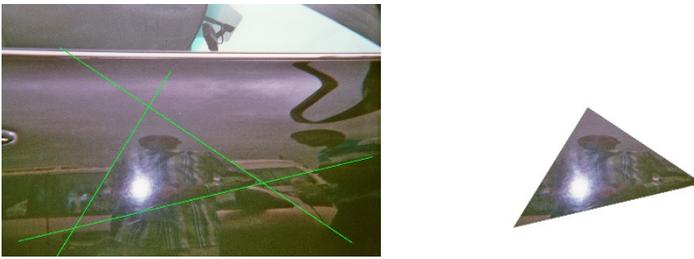
Ausgehend von den zwei „störenden“ Elementen wurden Linien in Richtung des Bildproduzenten gezogen, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie starke Kontraste in der Helligkeit aufweisen. Es entstehen unterschiedliche Dreiecksformationen als gestaltprägendes Strukturelement. Es scheint, als reproduziere sich das bildimmanente Dreieck, welches am kurzen Schenkel des Dreiecks durch den begrenzenden Bildrahmen zwar angeschnitten wird, aber außerhalb zusammenläuft, in Gestalt eines größeren Dreiecks, welches durch die Feldlinien entsteht. Das zeigt auch, dass im Bild über den Bildrand hinausgehende Sinn-Strukturen in der Latenz bildimmanent vorhanden sind.



In den sich durch die Feldlinien bildenden Segmenten reproduzieren sich die in den vorherigen Analyseschritten bereits explizierten Sinnstrukturen. Das zentrale Segment, welches die Selbstporträtierung des Bildproduzenten beinhaltet, wird durch die Inkonsistenz der räumlichen Ordnung sowie die Dominanz der

„störenden“ Elemente geprägt. Die eigentlich intendierte Selbstporträtierung fällt hinter die unintentional mit hervorgebrachten Störungen zurück. Damit scheint es, als werde das Subjekt geradezu in der Relation „Selbst-Welt“ unter den unkontrollierbaren Momenten verschüttet und die Spur seiner Individualität immer randständiger – abgebildet ist ein Subjekt, das auf seine Positionalität zurückverwiesen wird. Die beiden weiteren Segmentierungen verweisen auf die bereits festgestellte Bezugslosigkeit des im Bild rechts stehenden Jugendlichen zum Bildproduzenten. Er bleibt in der Diffusität einer den Bildproduzenten umgebenden Umwelt wie in einer Gemengelage weitgehend konturlos.

Feldlinien in der Abbildung des Abbildes (Spiegelung)



Die vom Subjekt ausgehenden Feldlinien entstehen durch die besondere Körperhaltung insbesondere der Arme, die durch die protokollierende Praxis motiviert ist, also das Halten der Kamera. Insofern ist die protokollierende Praxis, die eigentlich verborgen bleiben sollte, diejenige, die auch die protokollierte Praxis bestimmt. Betrachtet man das Segment isoliert, dann fällt bei der Fokussierung auf das Selbstporträt im engeren Sinne erstmals etwas ganz Zentrales auf: Es ist ein Selbstporträt, bei dem das Wichtigste eines Porträts, das Gesicht und der Gesichtsausdruck, nur schemenhaft³⁷ zu erkennen sind. Es ist nicht nur wenig detailreich, sondern im Verhältnis zur Bildfläche recht klein, abstrahiert man einmal davon, dass auch die Abbildung des Abbildes eigentlich Autofläche ist; denn ansonsten wäre es nur ein Foto vom Auto, durch dessen Scheibe ein wenig Himmel scheint. Außerdem ist der Körper durch die Wölbung der Autotür verzerrt. Der Körper erscheint dicker (horizontale Verbreiterung), der Kopf kleiner (vertikale Stauchung). Dadurch drängt sich gewissermaßen die Leiblichkeit oder

³⁷ Das Argument gilt auch, wenn eine hoch auflösende Digitalkamera benutzt worden wäre, denn es liegt im Wesentlichen in der Beschaffenheit des spiegelnden Mediums, dass das Gesicht wenig detailreich erscheint.

besser gesagt, die leibliche Positionalität in den Vordergrund. Man kann insofern sagen, dass es weniger ein Selbstporträt ist, das auf die Individuiertheit des Subjektes verweist und als Normalfall eines Selbstbildes zu unterstellen ist, als vielmehr die konkrete Ausgestaltung eines Selbstbildes, das eigentlich keines ist, weil es nur wie prototypisch auf ein mehr oder minder beliebiges Individuum in seinen Weltbezügen verweist. Das stellt eine wichtige Ergänzung der bisherigen Hypothese dar, die mithilfe der Segmentanalyse herausgearbeitet werden konnte.

b. Fall „Stepper“ – Spiegel-Selfie eines neunjährigen Mädchens (Deutschland)

Aus einer Reihe von insgesamt 14 Fotografien, die von einem neunjährigen Mädchen in Deutschland zu der Frage „Wie stellst du dir dein Leben als Erwachsener vor?“ angefertigt wurden, haben wir dieses Foto für eine vergleichende Analyse ausgewählt, weil es ebenfalls (wie) ein Spiegel-Selfie ist. Aus aufsatzökonomischen Gründen wird die Analyse weniger ausführlich als beim vorausgehenden Fall dargestellt. Sie beschränkt sich daher in radikaler Weise auf die für unsere Fragestellung erkenntnisbringende Ausdeutung der Ebene der protokollierenden Praxis in dem Protokoll. Und obgleich die Fälle einzeln und unabhängig voneinander analysiert wurden, wird im Sinne eines kontrastiven Vergleichs bereits bei der Darstellung auf die vorherige Analyse Bezug genommen.



Abb. 3: unbearbeitetes Foto

*Protokollierende Praxis*³⁸

Die Fotografin hat für dieses Foto das Querformat gewählt. Ein Format, das darauf verweist, dass die intentionale Absicht der fotografischen Praxis darin bestanden haben wird, das in der Bildmitte fokussierte Objekt, den Fitness-Stepper³⁹ samt den beiden auf und vor dem Gerät drapierten Schuhen abzulichten. Denn dieses arrangierte Bildmotiv hat qua Format – der Stepper ist ziemlich genau viermal so breit wie hoch – eine Gestalt, die es für die Abbildung im Querformat prädestiniert. Aus der Wahl des Querformats lässt sich deshalb schließen, dass dieses Bild ein Foto des arrangierten Stoppers sein will; zugleich ist es über die Spiegelung der Fotografin in der Schrankfläche aber auch ein – vermutlich unintendiertes – Selbstbildnis, das nicht nur die Fotografin, sondern die Fotografin im Moment des Fotografierens und damit letztlich die protokollierende Praxis selbst bildlich festhält. Die Vermutung der unintendierten Aufnahme dieses Spiegel-Selfies ist eine äußerst folgenreiche Hypothese, die, vergleichend betrachtet, in maximalem Kontrast zum Foto des Dreizehnjährigen aus Ghana steht. Dem intentionalen Gehalt nach wollte diese Fotografie ein Spiegel-Selfie sein. Hat die Fotografin des hier vorliegenden Bildes sich hingegen unbeabsichtigt selbst abgelichtet, ist die in einem Selbstbildnis präsupponierte „Interaktion“ mit dem Selbst nicht bewusst, sondern (noch) unbewusst motiviert. In der Latenz scheint sie zwar bereits vorhanden zu sein (dafür spricht die fotografisch festgehaltene Spiegelung), ist jedoch (noch) nicht intentional gestaltet. Dennoch ist die Art und Weise, wie das Selbstbildnis sich gleichsam selbst material geformt hat, indem die Position des Leibes im Raum zu einer spezifischen (unangeeigneten) körperlichen Positionierung führt, charakteristisch für die Struktur des Falles. Inwiefern diese fallspezifische Positionalität, die letztlich eine Ausdifferenzierung der ersten, steilen Hypothese darstellt, bildimmanent konstituiert wird, soll im Weiteren ausführlich argumentiert und plausibilisiert werden.

Die Subjekt-Objekt-Relation, die auf dem Bildträger protokolliert ist, scheint von erstaunlicher Kongruenz geprägt, insbesondere dann, wenn man der Hypothese folgt, dass dieses Bild ein unbeabsichtigtes Selbstbildnis ist. Es scheint, als sei die fotografische Praxis von den Bedingungen bestimmt, die sie vorfindet. Das

38 Indem diese Analyse nur darauf fokussiert, die Ebene der protokollierenden Praxis auszu-deuten, zeigt sich eindrücklich das Potential fotografischer Selbstporträts zur Rekonstruktion der Welt- und Selbstpositionierung des Fotografierenden.

39 Es handelt sich um die einfachste und günstigste Ausführung eines Steppbrettes. Sowohl Ausführungen, die einzelne, mechanisch bewegliche „Stufen“ für jeden Fuß haben, als auch so genannte cross-trainer sind deutlich teurer, obgleich sie im Wesentlichen auf ein strukturähnliches Training bestimmter Muskeln zielen.

Subjekt unterwirft sich bei dem Versuch, das arrangierte Bildmotiv wohlgeformt abzulichten, einerseits der das Querformat vorgebenden Gestalt des fokussierten Objektes und andererseits der Beengtheit des Raumes. Diese schlägt sich in der Position des Subjektes nieder: Es befindet sich mit abgewinkelten, gespreizten Beinen sitzend auf dem Boden und lehnt sich nach hinten in einen Türrahmen (mit geöffneter Tür) hinein, so dass sich das lichte Maß des Oberkörpers verringert und die durch die Kamera fokussierenden Augen, dementsprechend niedriger liegen; die Arme werden angewinkelt vom Körper abgespreizt. Eine Sitzposition, die viel Körperspannung erfordert und mithin unbequem ist, da die Körpermitte nach hinten verlagert ist. Die Möglichkeiten zu stehen oder zu liegen wurden nicht gewählt; vermutlich, weil sie einen ungünstigen Aufnahmewinkel, Drauf- oder Frontalsicht, auf das Bildmotiv nach sich zögen, der nicht die räumliche Tiefe des Objektes vermitteln und den Stepper nicht mehr als solchen erkennen lassen würde. Überdies wäre die Möglichkeit, das Objekt liegend zu fotografieren, auch daran gescheitert, dass der Raum aufgrund seiner geringen Tiefe die zum vollständigen Ablichten notwendige Distanz zum Bildmotiv nicht zugelassen hätte. Auch wurden weder der W-Sitz (Knie nach vorne, Füße nach hinten, Unterschenkel seitlich abgespreizt), noch eine kniende oder hockende Position gewählt. Daraus lässt sich schließen, dass die nur in dieser Sitzposition gegebene Möglichkeit, durch ein Zurücklehnen die Höhe der Augen im Verhältnis zum Motiv kontinuierlich verändern und entsprechend justieren zu können, für den Charakter der Positionierung der Fotografin zum Bildmotiv prägend sein muss. Die spezifische Objekt-Subjekt-Relation bestimmt auf die dargelegte Weise die körperliche Position der Fotografin. Eine Position, bei der die körperliche Mitte nach hinten verlagert und eine spannungsvolle, aber wenig stabile Position eingenommen wurde.

Gänzlich anders wäre es, hätte die Fotografin eine geringfügige Modifikation vorgenommen und das Gesäß ein wenig nach hinten versetzt, so dass sie die angewinkelten Knie hätte anheben und als „Stativ“ für die Arme verwenden können. Sowohl die fotografische Praxis, als auch die körperliche Mitte wäre stabilisiert bzw. zentriert gewesen. Aber diese Möglichkeit wurde nicht realisiert; stattdessen hat die Fotografin den Abstand zum Motiv vergrößert ohne die (ursprüngliche) Sitzposition zu verändern. Dass die gewählte Sitzposition nicht optimal war, muss der Fotografin erst aufgefallen sein, als sie ihren Blick durch den Sucher gerichtet hat; eine Korrektur ihrer Positionierung zum Bildmotiv nimmt sie daraufhin nur durch das Zurücklehnen vor. Diese Lesart präsupponiert, dass der verkleinernde Effekt des Suchers bei der Wahl der Sitzposition nicht hinreichend bedacht wurde, sondern der Blick im Hier und Jetzt mit dem des Abbildes des Fotos tendenziell gleichgesetzt wurde. Die beim Fotografieren notwendige

Fähigkeit, zwischen Realität und ausschnitthaftem Abbild der Realität zu differenzieren, also zu abstrahieren, konnte offenbar von der Fotografin nicht antizipiert werden. Das verweist auf eine Lebenspraxis, die ihren Bezugspunkt in der unmittelbaren Gegenwärtigkeit hat und tendenziell (noch) nicht über eine ausgeprägte Raum-Selbst-Verortung im Sinne einer Reflexivität verfügt. So, wie sich die fotografische Praxis unter die vorstrukturierenden Bedingungen des Raumes subsumiert, scheint es, als werde die Positionalität des Subjektes vollständig von ihnen strukturiert, gar so, als sei das Subjekt ihnen vollständig ausgeliefert. Auf Ebene des zweidimensionalen Bildträgers führt dies dazu, dass zwischen der positionalen Gestalt des Objektes und der des Subjekts eine relative Kongruenz entsteht. Diese wird augenfällig, wenn man die äußeren Eckpunkte des Subjektes vermisst (siehe hierzu Bildmontage 1): die vertikale Spannweite dieses Sitzens ist größer als die Horizontale. Damit entsteht der Eindruck, dass die körperliche Gestalt dieses Subjektes tendenziell eher einen quer- denn hochformatigen Charakter hat. Dies ist für die Gestalt des Menschen an sich und insbesondere für ein Selbstbildnis ungewöhnlich. Auch hierin scheint sich die Hypothese zu bestätigen, dass die fotografische Praxis sich nicht selbst ablichten wollte, sondern sich (vollumfänglich) am Objekt ausgerichtet hat und von diesem Prozess absorbiert wurde.

Auch auf der Ebene des Abbildes reproduziert sich strukturlogisch, dass dieses Selbstbildnis kein Selbstbildnis sein will. Die Fotografin lichtet sich in häuslicher Kleidung (Haus- oder Schlafanzug) und in einer kindlich-offenen, uninszenierten und „ungeschützten“ Körperhaltung ab. Dies verweist auf eine gewisse kindliche Naivität der Fotografin, die sich hinter der Kamera in Sicherheit wiegt und sich doch in dieser Pose ablichtet. Über die Spiegelung der protokollierenden Praxis wird das, was eigentlich im Privaten verborgen bleiben sollte, öffentlich. Auf unintendierte Weise tritt so in das Bild eine gewisse Schamlosigkeit (im Sinne einer Abwesenheit von Scham) hinein, die den Betrachtenden quasi in eine voyeuristische Perspektive versetzt: Er sieht, was er nicht sehen soll. Obwohl gerade durch die Ablichtung der Spiegelung und der in ihr sichtbar werdenden ungewöhnlichen Haltung und Positionierung der Fotografin das unintendierte Selbstbildnis in den Fokus gerät, wird die Aufmerksamkeit des Betrachters auch wieder auf das ursprüngliche Bildmotiv, das Stepper-Schuh-Arrangement, zurückgelenkt. Denn die Schuhe sind für die Benutzung des Steppers als Fitnessgerät falschherum gestellt; sie sind vielmehr so drapiert, also würde der durch diese Schuhe symbolisierte Weg aus dem Spiegelschrank heraus, eine Stufe hinab und direkt auf die Fotografin selbst hinführen. Die auf dem Stepper arrangierten Schuhe schmiegen sich also bildlogisch an die unbeabsichtigt abgelichtete Spiegelung an. Auf diese Weise entsteht die Illusion, als könne das Spiegelbild der

Fotografin aus dem Spiegel heraustreten, die Stepper-Stufe hinabsteigen und auf die Fotografin und den Ort, an dem sie sich befindet, zugehen. Durch dieses Zusammenspiel von gespiegeltem Selbstbildnis und dem Stepper-Schuh-Arrangement entsteht eine Art „Interaktion“ der Fotografin mit dem symbolischen Gehalt des arrangierten Bildmotivs.

Dieser an der Raum-Stelle herausgearbeitete Darstellungsmodus lässt sich auch auf die Zeit-Stelle übertragen. Die Positionalität der Fotografin, obgleich sie qua Arrangement eigentlich der Flüchtigkeit des Hier und Jetzt überlassen werden und dem Festhalten in der Abbildung entzogen sein wollte, offenbart sich über die protokollierte protokollierende Praxis gerade in jener ungewollten selbstbildnerischen Gegenwärtigkeit, indem sich – motiviert durch die Zukunftsfrage – das auf dem Foto abgebildete und im Moment der Ablichtung schon im Vergangenen liegende So-und-nicht-anders-positioniert-Haben mit der Illusion, zukünftig potentiell aus dieser Position heraustreten zu können, verbindet. Es scheint so, als könne das Spiegelbild der Fotografin aus dem Spiegel heraustreten und auf das leibhaftige Selbst zugehen. Das leibhaftige Selbst der Fotografin aber liegt außerhalb des Bildes; es ist nur die abgelichtete Spiegelung, die auf die Fotografin in ihrer Leibhaftigkeit verweist. Die eigentliche Positionalität der Fotografin liegt also (noch) in der Potentialität, die in dieser Sinnstruktur schlummert. Der Ort, an dem die Fotografin sich leibhaftig befindet und auf den das Schuharrangement gerichtet ist, ist den Blicken des Betrachters entzogen. Indem aber das gespiegelte Abbild auf ihn und die dort sich befindende Fotografin verweist, wird die Gleichzeitigkeit des „noch nicht“ und des „doch schon“ zum zentralen Thema dieser Fotografie.

Obgleich also das Selbstbildnis in hohem Maße ungestaltet ist, ist das ganze Bild gerade als Selbstbildnis in sich kongruent. In dem auf diese Weise entstandenen Bild befindet sich das eigentliche Bildmotiv in einem Zwischen-Raum. Im Gegensatz zum ghanaischen Foto, das ein intendiertes Selbstporträt sein wollte, aber zeigt, dass der Jugendliche sich selbst in einem Zwischen-Raum positioniert, ist für das Selbstbildnis des neunjährigen Mädchens aus Deutschland prägend, dass es, obgleich es sich in doppelter Weise (bezogen auf die Bildebene der protokollierten Praxis: die Schranktür; bezogen auf die protokollierende Praxis: eigentlich im Off des Bildes, hinter der Kamera, im Privaten versteckt) im Hintergrund positioniert bzw. dort positioniert wird, durch die sinnlogische Verbindung mit den Schuhen in Bezug zum Vordergrund kommt und das Steppbrett in den Zwischenraum rückt. Charakteristisch für den Fall scheint folglich zu sein, dass das eigentlich als Ausdruck einer personalen, subjektiven Individuiertheit arrangierte Bildmotiv aufgrund der unintentional abgelichteten Subjekt-Objekt-Relation in den Hintergrund tritt. Dabei fällt auf, dass die Wahl des

Querformates, die ja dem arrangierten Bildmotiv geschuldet ist, dazu führt, dass der durch dieses Format zu füllende Raum im Verhältnis zum Abgebildeten (noch) zu groß ist.



Abb. 4: Foto mit proportionalen Motivrahmungen

Legt man einen, den nahezu quadratischen Dimensionen des Bildmotives „Spiegelung“ entsprechenden Rahmen auf das Bild und zieht diesen auf, wird deutlich, dass weder das intendierte noch das unintendierte Motiv beschnitten würden. Das verweist darauf, dass der „tote Raum“ rechts und links des Steppbrettes (geschwärzte Flächen) in all seiner Unspezifik fallspezifisch sein muss. Indem also durch die Wahl des Querformats ein Mehr der funktionalen, wenig individuierten Umgebung mitprotokolliert wurde, ist damit einerseits auf den geringen Grad der Individuierung der das Subjekt einbettenden Lebensverhältnisse verwiesen, als auch auf die Lebenspraxis eines Kindes, das sich eben jene Umwelt (noch) nicht als eine individuierte aneignen und sie als solche ablichten kann. Dieses neunjährige Mädchen kann die sie umgebende, nichtssagenden Tristesse nur fotografisch festhalten.

Betrachten wir als letztes die formale Komposition dieses Bildes:

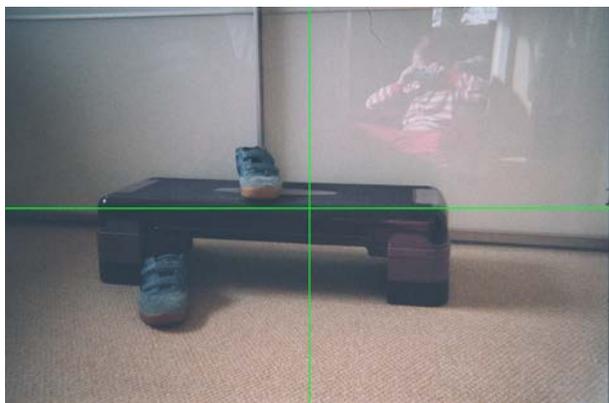
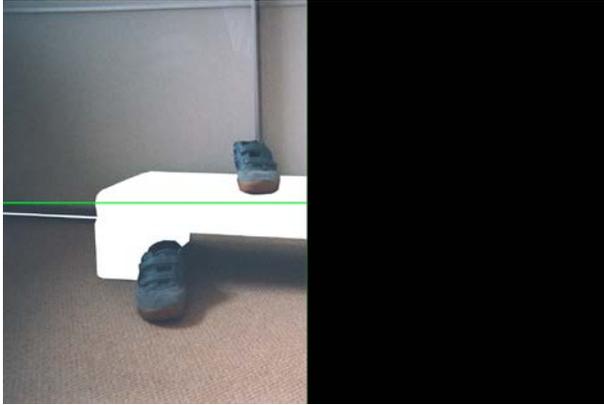


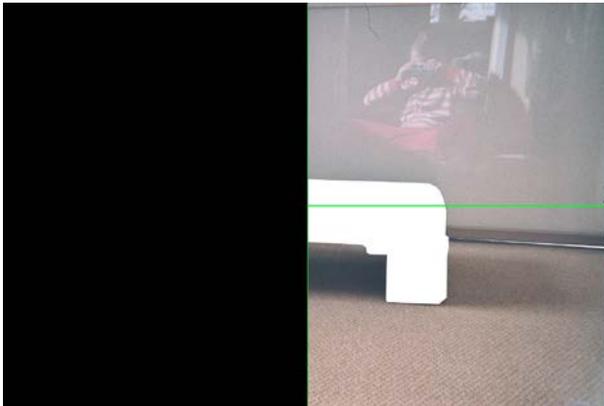
Abb. 5: Foto mit Mittellinien

Anders als beim Spiegel-Selfie aus Ghana spielt die die obere Bildhälfte füllende Spiegelfläche nur auf der rechten Bildseite eine Rolle. Im linken oberen Quadranten wird (fast) nichts als die Leere des Raumes gespiegelt. Ein strukturierendes Element erhält dieser Quadrant nur durch den oberen Schuh. Dieser tritt sozusagen an die Stelle der Spiegelung, so dass sich der linke Schuh sinnlogisch mit der rechts abgebildeten Spiegelung der protokollierenden Praxis verbindet. Dadurch entsteht der Anschein, dieser Schuh trete aus der Ebene der Spiegelung hinaus nach vorne, in Richtung der tatsächlichen Position der Fotografin. Der Schuh läuft einerseits von ihr (ihrem Spiegelbild) weg und andererseits auf sie (in ihrer leiblichen Positioniertheit) zu. Insofern befindet er sich ebenso wie die Bewegung, die er symbolisiert, in einem Zwischenraum – er ist bereits aus der Spiegelwelt getreten, aber noch nicht bei seiner potentiellen Trägerin angekommen. Damit symbolisiert auch dieser Schuh die Gleichzeitigkeit eines „schon“ und eines „noch nicht“).

Fährt man in der Logik einer horizontalen Distinktionslinie fort, die durch den Übergang Schrank-Teppichboden markiert ist, dann befindet sich unten links komplementär zum Quadranten oben links, der zweite, an sich rechte, Schuh. Er gehört sinnlogisch zum Vordergrund, auf dem er steht, keinesfalls zum Stepper.



Zieht man nun die vertikale Trennung des Bildes entlang der Achse des Bildmittelpunktes, ergibt sich eine Bildbedeutung, die links geprägt ist durch eine Bewegung ohne Subjekt, wie ein geisterhafter Schritt, weil die Spiegelung fehlt; dies kommt (vielleicht) dem eigentlich beabsichtigten Bildsinn nahe.



Und auf der rechten Bildhälfte ergäbe sich in radikaler Weise ein Bildsinn, in dem das Intentionale völlig getilgt ist und die Spiegelung zum zentralen Bildinhalt avanciert, weil es ansonsten nichts von Relevanz zu geben scheint, außer dem Ausdruck einer auffälligen Unindividuiertheit (des Raumes und seiner Aneignung). Diese *Unverbundenheit* von Bewegung ohne Subjekt auf der linken und einem Subjekt, das nicht da sein wollte, aber da ist, auf der rechten Seite, verweist auf die Spezifik der Fallstruktur. Metaphorisch gesprochen, wird bisher nur ein symbolischer Weg zur eigenen Positionalität angedeutet. Diese Symbolisierung einer Bewegung zweier Schuhe, die aus der Spiegelwelt in die reale Welt zu

laufen scheinen, verweist mehr auf die Unzugänglichkeit beider Welten als sie tatsächlich schon verbinden und auf diese Weise zugänglich machen zu können. Die Positionalität, die sich in diesem Bild einen Ausdruck verschafft, ist eine zwischen Schon und Noch-nicht, zwischen Sein und Noch-nicht-Sein. Die Abbildung einer Spiegelung des Selbst ist, wenn auch unintendiert und ungestaltet, schon möglich; aber damit ist nur ein Abbild des Selbst und seiner Positioniertheit festgehalten; das reale Selbst bleibt im Verborgenen. Intendiert gestaltet ist lediglich der Raum zwischen den beiden Welten, zwischen Schon und Noch-Nicht.

5 Methodische und methodologische Überlegungen im Anschluss an die Analysen

Aufgrund der Extensivität und Explorativität der hier vorgenommenen rekonstruktiven Fotoanalysen wollen wir einer vergleichenden Würdigung der Befunde zunächst einmal einige zentrale Überlegungen zu unserem methodischen Vorgehen voranstellen. Dabei können und sollen an dieser Stelle nicht die großen, offenen Fragen einer sozialwissenschaftlichen Foto- bzw. Bildinterpretation thematisiert werden, sondern wir diskutieren lediglich die Überlegungen, die sich im Anschluss an die zwei hier vorgelegten Fotoanalysen stellen. Diese rekonstruktiven Analysen fotografischer Selbstporträts haben wir im Geiste der objektiv-hermeneutischen Methodologie, und, so weit möglich und sinnvoll, angelehnt an das methodische Vorgehen einer sequenziell verfahrenen Sinnerschließung vorgenommen, wobei die fotografischen Protokolle sich nur insofern erschließen ließen, als wir bei der Analyse auch der Logik der Synchronizität dieses spezifischen Protokolltyps gefolgt sind.

(1) Zentral für unser methodisches Vorgehen ist die analytische Unterscheidung der Ebenen von protokollierender und protokollierter Praxis, obwohl sie in der Ausdrucksmaterialität des Protokolls ungeschieden voneinander vorliegen. Insofern müssen sie auch in diesem sie bedingenden Wechselverhältnis verstanden werden. Im forschungspraktischen Vollzug kommt es daher zu einem Hin- und Herschwenken zwischen diesen beiden Ebenen mit je unterschiedlichen Schwerpunkten und aus je unterschiedlichen Perspektiven. Während sich dem Material üblicherweise unter der Perspektive der in ihm protokollierten Praxis genähert wird, beschreiten wir den umgekehrten Weg, indem wir vor allem die protokollierende Praxis in den Blick nehmen und diese als Ausdrucksgestalt der Positionalität der Fotografen verstehen. Dieses Vorgehen hat sich zumindest für fotografische Selbstporträts mittels Spiegelung bewährt; auch – das zeigt der Fall

„Stepper“ – wenn man sich auf die Analyse der protokollierenden Praxis beschränkt. Inwieweit es erkenntnisbringend wäre, sich ohne die Abbildung der protokollierenden Praxis in den Spiegelungen auf die Analyse dieser Ebene zu beschränken, müsste in weiteren Analysen geprüft werden.

(2) Eine Analyse, die auch die Ausdrucksmaterialität von Fotos als einem zweidimensionalen Protokoll in den Blick nimmt und sich sozusagen wie auf einer Meta-Gliederungsebene des Abbildes, in dem Verweise auf (tatsächliche) räumliche Relationen protokolliert sind, für die darin zum Ausdruck kommenden räumlichen Relationen (sozialer) Praxis interessiert, ist auf die segmentale Struktur des Fotos verwiesen. Um diese bildimmanenten Strukturen aufzuschließen, muss sich das methodische Vorgehen an die Ausdrucksmaterialität des fotografischen Protokolls anschließen, also die nicht sequenzielle Eigenlogik der Fotos in Bezug auf diese Ebenen entsprechend aufgreifen. Die Segmentanalyse hat sich unseres Erachtens als anschlussfähig zur ansonsten sequenziellen Vorgehensweise erwiesen; sie scheint geeignet, die segmental strukturierten Sinnebenen von Fotos aufzuschließen, ohne den die Grenze der Protokollierbarkeit überschreitenden Ausgangspunkt dieser Methode, der laut Breckner im Wahrnehmungsprozess des Bildrezipienten liege, teilen zu müssen (vgl. Breckner 2014: 130ff.). Wie genau sich das Verhältnis der sequenziellen und segmentierten Analyseergebnisse zu einander bestimmen lässt, müsste weiter diskutiert werden.

(3) In methodischer Hinsicht hat sich die digitale Bearbeitung des Fotos als hervorragende Technik bewährt, um, im wahrsten Sinne des Wortes, in der Latenz liegende Strukturen sichtbar(er) zu machen bzw. diese besser erkennen beziehungsweise lesen zu können. Dem Sinn des Fotos wird hierbei nichts hinzugefügt, sondern, wie in der Logik der Lesartenbildung, einerseits das, was nicht realisiert wurde, aber potenziell auch möglich gewesen wäre, ausprobiert; andererseits das, was realisiert wurde, betont, um durch die gesteigerte Kontrastivität schneller und besser die sinnstrukturelle Bedeutung entschlüsseln zu können, die in der Synchronizität des Protokolls konstituiert wird. Die digitale Bearbeitung des Fotos dient in diesem Sinne nur als interpretatorisches Hilfsmittel.

(4) Obgleich bei der Analyse explizit das jeweilige Einzelbild im Fokus stand und wir, um rein bildimmanent zu argumentieren, darauf verzichtet haben, Kontextwissen über den Fall, auch in Form anderer Fotos aus der Fotoreihe desselben Fotografen heranzuziehen, wurde bei der kontrastiven Betrachtung der Ergebnisse auch auf andere Fotos aus dem Datenkorpus zurückgegriffen. Diese Einbettung des Einzelfalles und seine Relationierung zu ähnlichen und kontrastiven Fällen, bietet die Möglichkeit, die am Einzelfall gewonnenen theoretischen Konstruktionen und die im Zuge von Generalisierungen zu einem rekonstruierten Einzelfall immer schon hypothetisch formulierbaren anderen, zuweilen

gegensätzlichen Pole, unmittelbar in ihren empirischen Erscheinungsformen im Datenkorpus zu suchen, um die idealtypischen theoretischen Konstruktionen empirisch-material zu füllen. Der Blick zu anderen Fotos (*nach* dieser Analyse) stellt also einen kategorial und forschungspraktisch von der Einzelfallanalyse getrennten Schritt dar, der jedoch eine unglaubliche Ressource darstellt und fotografische Protokolle, insbesondere umfangreiche fotografische Datenreihen in einem rekonstruktiven Forschungsdesign interessant sein lassen.

6 Versuch einer generalisierenden Diskussion der Ergebnisse

Im Folgenden wird diskutiert, inwiefern die aus den rekonstruktiven Fotoanalysen gewonnenen Ergebnisse erste, generalisierende Schlüsse in Bezug auf die sozialisations- und entwicklungstheoretische Fragestellung dieser Untersuchung zulassen. Ausgehend von dem heuristischen Rahmen eines Spannungsverhältnisses von Sein und Noch-nicht-Sein, welches Kindheit und Jugend insgesamt zu kennzeichnen scheint und die gesellschaftliche Distinktionslinie von Nicht Erwachsenen und Erwachsenen markiert, legen die Fallrekonstruktionen nahe, dass dieses Spannungsverhältnis im Übergang von der Kindheit zur Jugend besonders virulent zu sein und in Spiegel Selfies idealtypisch zum Ausdruck zu kommen scheint. Denn für diese Übergangsphase ist – über das grundlegende Spannungsverhältnis hinaus – charakteristisch, nicht mehr Kind und zugleich noch nicht Jugendliche(r) zu sein. Auf diese Weise rücken die Fallrekonstruktionen die Präadoleszenz als eine Phase in den Mittelpunkt, in der sich in gesteigerter Weise das für Kindheit und Jugend konstitutive Spannungsverhältnis von Sein und Noch-nicht-Sein materialisiert. Dass damit also jener Fall, in dem das Spannungsverhältnis in besonders prägnanter Weise zum Ausdruck kommt, weder in der Kindheit noch in der Jugend, sondern in einer Lebensspanne zwischen diesen beiden Lebensphasen liegt, ist ein Ergebnis, das, weitergedacht, die übliche Trennung von Kindheits- und Jugendforschung durchaus in Frage stellen könnte (dieser Gedanke kann hier jedoch nicht weiter diskutiert werden). Es soll im Weiteren sowohl die für das Spiegel-Selfie in der Präadoleszenz skizzierte Charakteristik weiter herausgearbeitet und plausibilisiert werden, als auch die damit verbundenen Implikationen für Kindheit und Jugend weiter ausdifferenziert und an weiteren Fotografien aus unserem Datenkorpus illustriert werden.

Die beiden Fotoanalysen zeigen, wie sowohl forschungsmethodologische als auch sozialisations- und entwicklungstheoretische Aspekte darin kulminieren,

was wir mit der Begrifflichkeit eines Spannungsverhältnisses von Sein und Nicht-Sein einzufangen versuchen. Rekonstruiert wurde, wie die leibliche Positionalität des Fotografierenden (als protokollierende Praxis) im Spannungsverhältnis zur bildlichen Positionierung (protokollierte Praxis) durch sich andeutende Spiegelungen des Selbst bearbeitet wurde. Gerade indem diese beiden Fälle keine klaren Spiegel-Selfies sind (also nicht vor Spiegeln, sondern vor sich spiegelnden Flächen angefertigt wurden), bringen sie die für diese Phase des Übergangs herausgearbeitete Charakteristik von Nicht-mehr-Kind- und Noch-nicht-Jugendliche(r)-Sein in idealtypischer Weise zum Ausdruck. Die Frage, „wie positioniere ich mich ausgehend von meiner Position in der Welt als (Noch-)Nicht-Erwachsener?“, mit einem spiegelbildlich entworfenen Selbst-Welt-Verhältnis zu bearbeiten, ermöglicht es, Positionen entwerfend zu explorieren, und zugleich die eigene tatsächliche Positionierung in der Welt noch unbearbeitet zu lassen.

Das Spiegel-Selfie oder Selbstporträt mittels Spiegelung verweist insofern auf einen Aushandlungsprozess des Subjekts mit der Welt zurück, der letztlich über die ontogenetische Entwicklung motiviert ist, aber immer nur in Relation zu den Bedingungen eines spezifischen Sozial- und Kulturraumes vom Einzelnen in einer je spezifischen, individuierten Art und Weise beantwortet werden kann. Die beiden Fallanalysen stellen in diesem Sinne zwei typologische Ausprägungen dar, wie die Krise der eigenen Position(ierung) im Übergang von Kindheit zur Jugend bewältigt werden kann. Das soll hier nicht wiederholt, sondern vielmehr die fallübergreifenden Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Ausdrucksgestalt „Spiegel-Selfie“ abstrahierend zusammengefasst werden.

Im Kern geht es bei einem Spiegel-Selfie darum, die leibliche Positionalität als Ausgangspunkt einer selbstreferenziellen fotografischen Praxis zu wählen, statt die Kamera aus der Hand zu geben und sich von einer anderen Person fotografieren zu lassen (siehe hierzu die „Interaktionseinbettung“ im dritten Abschnitt). Die fotografische Praxis verstehen wir dabei als eine soziale (Aushandlungs-)Praxis (wie soll wer in und was von Welt abgelichtet werden?), die sich grundsätzlich in der protokollierenden Ebene des fotografischen Protokolls niederschlägt und im Falle des Spiegel-Selfies auch auf Ebene der abgebildeten Praxis mit vorliegt. Das bedeutet, die fotografische Praxis als Interaktionsgeschehen mit sich selbst, anderen und der Welt zu verstehen und nicht auf fototechnische Kompetenzen zu verengen und verkürzen (vgl. Fußnote 24).

Für das Foto im Allgemeinen wie für das Spiegel-Selfie im Besonderen gilt, dass immer nur ein Ausschnitt von Welt protokollierbar ist, der durch den Rahmen des fotografischen Protokolls, sei es der Negativstreifen oder die Pixelanzahl, vorstrukturiert ist, und der es mithin erzwingt, aus einer unbegrenzten Menge motivischer Möglichkeiten eine auszuwählen, deren Raum-Zeit-Stellen-

Bezug jeweils einzigartig, also nicht wiederholbar ist. Das Spiegel-Selfie ermöglicht einen Ausschnitt von Welt, bei dem neben dem Gesicht auch der Körper abgebildet werden kann. Damit wird also über die für das Porträt geltende Logik, im Gesicht die Einzigartigkeit einer Person in besonderer Weise erfassen und abbilden zu können, hinaus, die Körperlichkeit in besonderer Weise thematisch. Die Fotoanalysen zeigen, wie sich in der Präadoleszenz bereits psychosozial anzukündigen scheint, was mit der Pubertät erst manifest angestoßen und thematisch wird: den Leib als eigenen Körper (in Weltbezügen) anzueignen (vgl. King 2013).

Darüber hinaus ist das Spiegel-Selfie eine spezifische Form, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Nicht zuletzt im Unterschied zum Selfie bedeutet, sich selbst spiegelbildlich abzulichten, die tatsächliche Position in der Welt zu verbergen bzw. im Verborgenen zu lassen. Das Spiegel-Selfie ermöglicht ein Ausprobieren, ohne sich bereits mit der eigenen tatsächlichen Position in der Welt auseinanderzusetzen und diese fotografisch bearbeiten zu müssen. Die Spiegelung erlaubt es, sich in einem Zwischenraum zu verbergen und reproduziert auf diese Weise jene Unzugänglichkeit, die den Übergang von Kindheit zu Jugend zu kennzeichnen scheint: Ein Dasein zwischen Nicht-mehr (Kindsein) und Noch-nicht (Jugendlichsein).

Mit dem Begriff „Zwischenraum“ meinen wir jene Sphäre, die sich bei Spiegel-Selfies zwischen der abgebildeten Spiegelung des fotografierenden Selbst und der tatsächlichen Position des Fotografen aufspannt. Auf die Fallanalysen zurückverweisend, war es in dem Foto aus Ghana jener Raum, der sich zwischen den Autos aufspannt, indem der fotografierende Jugendliche auf abbildender Ebene „verschwand“ bzw. sich nur andeutete; und in dem Foto aus Deutschland war es jener Raum, der durch den Stepper gefüllt wurde, und nur noch in dem symbolischen Gehalt der vom Stepper auf den Betrachtenden zulaufenden Schuhe, eine Spur zum Subjekt angedeutet hat⁴⁰. Ein so gefasstes Verständnis des Zwischenraums in Spiegel-Selfies verbindet die raumzeitlichen Dimensionen in einem Moment der Unzugänglichkeit, der für das Spannungsverhältnis von Sein und Noch-nicht-Sein konstitutiv scheint.

Wenn das Spiegel-Selfie als eine idealtypische Ausdrucksgestalt der Präadoleszenz, gefasst als eine Phase des Nicht-mehr-und-noch-nicht, gelten kann,

⁴⁰ Obwohl wir in diesem Beitrag eine Fotografie aus Deutschland und eine Fotografie aus Ghana ins Zentrum der Analysen stellen, argumentieren wir nicht kulturvergleichend. Die differente Füllung des Zwischenraumes könnte allerdings auf eine Kulturspezifität verweisen. Eine kulturvergleichende Deutung unserer Befunde würde es jedoch erfordern, sowohl weitere Einzelbildanalysen als auch serielle Analysen vorzunehmen (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005).

stellt sich die Frage, welche Modi der fotografischen Selbstdarstellung in der Kindheit und in der Jugend gewählt werden. Dieser Frage wollen wir, die generalisierende Diskussion unserer Befunde abschließend, anhand der folgenden Bildzitate aus unserer Fallreihe nachgehen:



7-Jähriger, Deutschland



16-Jährige, Ghana



17-Jähriger, Deutschland

Weder das Kind, noch die Jugendlichen haben ein Spiegel-Selfie geschossen, sondern sie haben die Kamera aus der Hand gegeben und sich von anderen porträtieren lassen. Für sie scheint also die Frage, „wie positioniere ich mich (zu meiner Position) in der Welt?“, noch nicht beziehungsweise nicht mehr als eine Frage, die eine spiegelbildliche Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt nach sich zieht. Das Bild des siebenjährigen Kindes legt die Vermutung nahe, dass für Kindheit insbesondere der Pol des Noch-nicht innerhalb des Spannungsverhältnisses in den Hintergrund und das Sein in den Vordergrund tritt. Die Fotografie des Jungen verweist auf ein selbstreferenzielles Ich, das scheinbar weder das Verhältnis zu sich selbst noch der Welt gestalten muss. Demgegenüber können die Fotos der Jugendlichen als Bearbeitungen der spezifischen Relationierung des jeweiligen Subjektes zur (beruflichen) Welt verstanden werden. Beide Jugendfotografien verkörpern den Sprechakt, „ich bin ...“, welcher präsupponiert, die Unzugänglichkeit, wie sie sich im Übergang von Kindheit zur Jugend zeigt, schon ein ganzes Stückweit bearbeitet zu haben. Insofern ist es weniger der Aspekt des Seins, als vielmehr der reflexive Umgang mit den Anteilen des Noch-nicht-Seins, als dem anderen Pol des Spannungsverhältnisses, der für Jugend prägend zu sein scheint.

Die hier vorgelegten und entwicklungs- und sozialisationstheoretisch diskutierten Fotoanalysen verweisen darauf, dass sich die Art und Weise der fotografischen Darstellung des Selbst über den Entwicklungsverlauf verändert und zwar so, wie sich die Frage der eigenen Positionalität verändert: von einer unhinterfragten, unfraglichen Positionalität in der Kindheit, über eine fragliche Selbst-

position(ierung) der Präadoleszenz, hin zu einer mehr oder minder relationierten, also geklärten Positionalität in der Jugendphase. Die Frage, inwiefern die hier analysierten Fotografien nicht nur Einzelfälle sind, sondern tatsächlich typische Ausdrucksgestalten einer Bewältigungspraxis des allgemeinen Strukturproblems, als Kind resp. Jugendlicher im Spannungsfeld von Sein und Noch-nicht-Sein positioniert zu sein und sich darin wiederum selbst positionieren zu können beziehungsweise positionieren zu müssen, kann nur in weiteren Analysen fotografischer Selbstporträts beantwortet werden.

7 Fazit

Haben wir im einleitenden Teil dieses Aufsatzes die Blochsche Terminologie der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen bemüht, um die dem Spannungsverhältnis von Sein und Noch-nicht-Sein inhärenten Aspekte des gesellschaftlichen Generationenverhältnisse zu beschreiben, so konnten die Fallanalysen die Ausformung eben jenes Spannungsverhältnisses auf der Ebene der ontogenetischen Entwicklung des Subjektes näher beleuchten. Das heißt, wir haben es sowohl auf Ebene der kategorialen gesellschaftlichen Trennung von Nicht-Erwachsenen und Erwachsenen sowie auf Ebene des Subjektes, das einerseits im Sein antizipieren kann, was es noch nicht ist, andererseits in der Retrospektive erinnern kann, was es nicht mehr ist, mit ineinander verwobenen, mehrschichtigen dialektischen Spannungsverhältnissen zu tun, für die die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen charakteristisch ist. Obgleich also, sowohl bezogen auf die Gesamtheit der Gesellschaftsmitglieder, als auch bezogen auf das einzelne Subjekt selbst, jeweils beides, also Sein und Noch-nicht-Sein beziehungsweise Sein und Nicht-mehr-Sein gleichzeitig vorliegen, wird es unter den Mitgliedern der Gesellschaft ungleichzeitig wirksam. Mit der Konzeption der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen haben wir versucht, die auf gesellschaftlicher wie subjektiver Ebene bedeutsamen Aspekte des Spannungsverhältnisses von Sein und Noch-nicht-Sein bzw. Nicht-mehr-Sein hinsichtlich der Positionierung von Kindern und Jugendlichen fruchtbar zu machen. Damit schlagen wir eine sozialisationstheoretische Konzeption vor, die es ermöglicht, Kindheit und Jugend als eine strukturlogisch zusammenhängende Phase zwischen Sein und Noch-nicht-Sein zu verstehen und zugleich zwischen Kindheit, Jugend und einem Übergang von Kindheit zu Jugend zu differenzieren. Für diese Konzeptionierung von Kindheit und Jugend steht aber, darauf verweisen die beiden hier analysierten Spiegel-Selfies, weniger der kategoriale Übergang von der Adoleszenz zur Erwachsenenheit im Mittelpunkt, als vielmehr der Übergang von der Kindheit zur Adoleszenz. In dieser

Übergangsphase ist das sowohl für die Kindheit als auch für die Jugend kennzeichnende Spannungsverhältnis von Sein und Noch-nicht-Sein offenbar besonders virulent und Spiegel-Selfies lassen sich als eine geradezu idealtypische Ausdrucksgestalt einer Positioniertheit in jenem Spannungsverhältnis von Sein und Noch-nicht-Sein verstehen.

Literatur

- Albrecht, Richard (1991): *The Utopian Paradigm*. In: *Communications. The European Journal of Communication Research*. Volume 16, Issue 3, pp. 283–318.
- Bloch, Ernst (1962): *Erbschaft dieser Zeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brose, Hanns-Georg (2010): *Das Gleichzeitige ist ungleichzeitig. Über den Umgang mit einer Paradoxie und die Transformation der Zeit*. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Unsichere Zeiten*. Wiesbaden: Springer VS, S. 547–536.
- Breckner, Roswitha (2014): *Offenheit – Kontingenz – Grenze? Interpretation einer Porträtfotografie*. In: Müller, Michael R./Raab, Jürgen/Soeffner Hans-Georg (Hrsg.): *Grenzen der Bildinterpretation*. Wiesbaden: Springer VS, S. 123–153.
- Breckner, Roswitha (2008): *Bildwelten – Soziale Welten. Zur Interpretation von Bildern und Fotografien*. Online-Beitrag zu Workshop & Workshow vom 23./24.11.2007. www.univie.ac.at/visuellesoziologie
- Betz, Gregor J. & Kirchner, Babette (2016): *Sequenzanalytische Bildhermeneutik*. In: Burzan, Nicole/Hitzler, Ronald/Kirschner, Heiko (Hrsg.): *Materiale Analysen. Methodenfragen in Projekten*. Wiesbaden: Springer VS, S. 263–288.
- Dubois, Philippe (1998): *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*. Amsterdam & Dresden: Verlag der Kunst.
- Garz, Detlef/Zizek, Boris/Zizek, Lalenia (2014): *Familienpositionalitäten – Zur Rekonstruktion familialer Lebenswelten*. In: Kraimer, Klaus (Hrsg.): *Aus Bildern Lernen. Optionen einer sozialwissenschaftlichen Bild-Hermeneutik*. Ibbenbüren: Münstermann, S. 76–107.
- Hummrich, Merle/Rademacher, Sandra (2012): *Die Wahlverwandtschaft von qualitativer Forschung und Kulturvergleich und ihre Bedeutung für die Erziehungswissenschaft – strukturelle Überlegungen*. In: *ZQF 13. Jg., Heft 1-2/2012*, S. 39–53.
- Imdahl, Max (1980): *Giotto. Arenafresken. Ikonographie, Ikonologie, Ikonik*. München: Wilhelm Fink.
- King, Vera (2013): *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften*. 2. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag.
- King, Vera (2011): *Der Körper als Bühne adoleszenter Konflikte – Dimensionen der Vergeschlechtlichung*. In: Niekranz, Yvonne/Witte, Matthias D. (Hrsg.): *Jugend und Körper. Leibliche Erfahrungswelten*. Weinheim: Juventa, S. 79–92.
- Kleeberg-Niepage, Andrea (2019): *The socio-cultural context of young people's images of the future: Similarities and differences between Ghana and Germany*. In: Kleeberg-Niepage, Andrea/Ofosu-Kusi, Yaw/Rademacher, Sandra/Tressat, Michael (Eds.): *Children, Childhood, and the Future – cross-cultural perspectives*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing (im Erscheinen).

- Kleeberg-Niepage, Andrea (2016): Zukunft zeichnen. Zur Analyse von Zeichnungen in der kulturvergleichenden Kindheits- und Jugendforschung. In: *Sozialer Sinn*, Band 17, Heft 2, S. 197–232.
- Kleeberg-Niepage, Andrea/Perzy, Anton/Rademacher, Sandra/Tressat, Michael (2020): *Adaptation and Resistance in Adolescence: A Case Study of Teenagers Imagining Adulthood*. In: *Annual Review of Critical Psychology*. <https://discourseunit.com/annual-review> (im Erscheinen).
- Kraimer, Klaus (2014): Zur Einführung: Fotos als Zeigefinger des Sozialen. Optionen der objektiv-hermeneutischen Bildanalyse. In: Ders. (Hrsg.): *Aus Bildern Lernen. Optionen einer sozialwissenschaftlichen Bild-Hermeneutik*. Ibbenbüren: Münstermann, S. 9–37.
- Lacan, Jacques (1949): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Ders. (1996): *Schriften I*. Weinheim & Berlin: Quadriga, S. 61–70.
- Maier, Maja S. & Rademacher, Sandra (2016): Zukunft in Bildern. Einige methodologische Überlegungen zu Fotografien als visuellen Daten einer kulturvergleichenden Kindheits- und Jugendforschung. In: *Sozialer Sinn*, Band 17, Heft 2, S. 233–262.
- Maier, Maja S. & Rademacher, Sandra (2019): The young Photographers' Perspective. Analyzing Visual Data as a cultural comparative Research Approach on Childhood and Adolescence. In: Kleeberg-Niepage, Andrea/ Ofosu-Kusi, Yaw/ Rademacher, Sandra/ Tressat, Michael (Eds.): *Children, Childhood, and the Future – cross-cultural perspectives*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing (im Erscheinen).
- Oevermann, Ulrich (2014a): Ein Pressefoto als Ausdrucksgestalt der archaischen Rachelogik eines Hegemons. Bildanalyse mit den Verfahren der objektiven Hermeneutik. In: Kaupert, Michael/Leser, Irene (Hrsg.): *Hillarys Hand. Zur politischen Ikonographie der Gegenwart*. Bielefeld: transcript, S. 31–58.
- Oevermann, Ulrich (2014b): Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung. In: Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hrsg.): *Wie wir zu dem werden, was wir sind*. Wiesbaden: Springer VS, S. 15–69.
- Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hrsg.): *Fallrekonstruktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 58–157.
- Pilarczyk, Ulrike (2006): Selbstbilder im Vergleich. Junge Fotograf/innen in der DDR und in der Bundesrepublik vor 1989. In: Marotzki, Winfried/Niesyto, Horst (Hrsg.): *Bildinterpretation und Bildverstehen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS, S. 227–251.
- Pilarczyk, Ulrike/Mietzner, Ulrike (2005): Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Plessner, Helmuth (1981): Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. In: Ders. (2016): *Gesammelte Schriften IV*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Plessner, Helmuth (1950): Über das Welt-Umweltverhältnis des Menschen. In: Ders. (2015): *Conditio humana, Gesammelte Schriften VIII*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Qvortrup, Jens (1985): *Placing Children in the Division of Labour*. In: Close, Paul / Collins, Rosemary (eds) *Family and Economy in Modern Society*. Basingstoke & London: Palgrave Macmillan, pp. 129–145.

- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Salomon, Ilyssa P. & Brown, Christia Spears (2018): *The Selfie Generation: Examining the Relationship Between Social Media Use and Early Adolescent Body Image*. In: *The Journal of Early Adolescence*. DOI: 10.1177/0272431618770809
- Sonnenmoser, Anne (2018): *In effigie. Das Bild als Sinnhorizont körperlicher Selbstdarstellung*. In: Müller, Michael R. & Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Das Bild als soziologisches Problem. Herausforderungen einer Theorie visueller Sozialkommunikation*. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, S. 136–151.
- Wajcman, Judy (2019): *'Fitter, happier, more productive'. Optimising time with technology*. In: King, Vera/Gerisch, Benigna/Rosa, Hartmut (eds): *Lost in Perfection: The impacts of optimisation on culture and psyche*. Adingdon: Routledge, pp. 51–60.
- Weber, Max (1904/05): *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. In: Ders. (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Tübingen: Mohr, S. 17–206.